

Nr. 10 21. Jahrgang, 1. Band. 1902-1903

Neue Kämpfe, neue Siege.

☍ **Berlin**, 3. Dezember 1902.

Die parlamentarisch-politische Situation im Deutschen Reiche spitzt sich mehr und mehr auf jenen „entscheidenden Punkt" zu, den wir vor drei Wochen an dieser Stelle hervorhoben; auf der einen Seite die Bande der Junker und Pfaffen und in ihrem Troß fast alle Trümmer des Liberalismus, auf der anderen Seite das Heer der Sozialdemokratie, die immer fester, klarer und stolzer als die Hüterin alles dessen hervortritt, was einer großen Nation das Leben lebenswert machen kann. Es ist wörtlich eingetroffen, was wir damals sagten: „Man wird gut tun, noch auf alle möglichen Teufeleien der agrarischen Reichstagsmehrheit gefaßt zu sein. Aber es ist keine Kombination mehr denkbar, die nicht von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion durchkreuzt werden könnte." Freilich sind die Teufeleien, in denen sich die agrarische Mehrheit versucht hat, noch immer versucht und fernerhin versuchen wird, viel dümmer und gewaltsamer, als sich menschenmöglicherweise annehmen ließ, aber in demselben Maße ist auch für die Sozialdemokratie die Fähigkeit und die Möglichkeit gewachsen, all diesen Teufeleien durch die Parade zu fahren.

Die nächsten Reichstagswahlen hätten die Brotwucherer sicherlich sehr ins Gedränge gebracht, wenn der Zolltarifentwurf an dem gesetz- und verfassungsmäßigen Widerstand der sozialdemokratischen Opposition gescheitert wäre. Aber hieraus den Schluß zu ziehen, daß sie ihre Lage im Wahlkampf verbessern würden, wenn sie den Entwurf unter gewaltsamem Bruche der Geschäftsordnung durchpeitschten, ist nur ein Zeichen mehr für ihre historische Blindheit. Nicht nur liefern sie damit der sozialdemokratischen Wahlagitation noch weit schärfere und wirksamere Waffen, sondern sie machen den Zolltarif selbst zu einem mehr oder weniger wertlosen Wisch bedruckten Papiers, indem sie ihn vor den Augen von ganz Europa mit juristisch und moralisch gleich verwerflichen Mitteln durchdrücken; wie diese Grundlage künftiger Handelsverträge

den Ministern auswärtiger Staaten imponieren wird, die es eben mit angesehen haben, aus welchem wirren und wüsten Chaos der mißratene Bastard hervorgegangen ist, kann sich schließlich schon ein Kind vorstellen. Nachdem die Mehrheit sich soweit kompromittiert hat, wie im Antrag Kardorff und alledem, was damit zusammenhängt, wird sie nicht ruhen, bis sie ihren Willen durchgesetzt hat, aber je zäher der Widerstand ist, den sie findet, desto gründlicher wird sie um den Preis ihrer unsauberen Treibereien geprellt werden. Mag sie auch in ihrer kopflosen Wut den letzten Paragraphen der Geschäftsordnung zertreten, so wird ihr der erschlichene Zolltarif in den nächsten Wahlen viel gefährlicher werden, als ihr der gescheiterte je geworden wäre.

Davon hat sie auch noch soviel Bewußtsein, daß sie sich abquält, die öffentliche Aufmerksamkeit möglichst von ihren Nichtswürdigkeiten abzulenken, durch eine sehr alte, sehr schäbige, aber für den deutschen Philister noch immer bis zu einem gewissen Grade wirksame Finte, durch eine hochpatriotische und hochsittliche Hetze gegen die Sozialdemokratie. Wieviel davon heuchlerische Grimasse und wieviel scharfmacherischer Ernst ist, läßt sich deshalb schwer sagen, weil die Hetzer selbst darüber sich kaum ganz klar sein werden. Zunächst lag es nahe, die Blamage, die bei der berühmten „Verständigung“ über die „mittlere Linie“ des Zolltarifs auf alle Beteiligten fiel, so zu verdecken, daß man sich dem verblüfften Philister gegenüber mit der Redensart aufspielte, der Sozialdemokratie dürfe ihr Wille nicht gelassen werden, daß man diese erhebende Erwägung als den eigentlichen Grund der „Verständigung“ angab. Sobald man dann sah, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion nicht entfernt daran dachte, vor dem Antrag Kardorff auf Annahme des Zolltarifentwurfes in Bausch und Bogen die Segel zu streichen, sich vielmehr rüstete, nunmehr erst recht jeden Fußbreit des gesetz- und verfassungsmäßigen Bodens vor dem Ansturm der Brotwucherer zu verteidigen, redete man sich immer tiefer in die angebliche Notwendigkeit hinein, die Bestie zu zähmen, wie sich die „Kreuzzeitung“ in ihrer anmutigen Junkersprache ausdrückt.

Wenn wir diese Finte sehr alt und sehr schäbig, eben deshalb noch immer bis zu einem gewissen Grade wirksam für den deutschen Philister nannten, so ist der schlagendste Beweis für unsere Ansicht die mehr als klägliche Rolle, die der bürgerliche Liberalismus in der gegenwärtigen parlamentarisch-politischen Krisis spielt. Es sind nicht nur die Nationalliberalen, die sich zu offenen Helotendiensten für die junkerlichen Brotwucherer hergeben, sondern auch der bürgerliche Freisinn und die süddeutsche Volkspartei spielen ein zweideutiges Spiel, dessen praktische Wirkung durchaus der reaktionären Mehrheit förderlich ist; die einzige Ausnahme, das kleine Häuflein der Freisinnigen Vereinigung, bestätigt nur die Regel des liberalen Verrats. Die „Freisinnige Zeitung“ treibt in ihrer Art die Sozialistenhetze nicht weniger munter, als die „Kreuzzeitung“, gerade so wie es vor Erlaß des Sozialistengesetzes geschah; wer die damaligen Vorgänge noch einigermaßen in lebhafter Erinnerung hat, wird sich durch die heutigen Tageserscheinungen oft genug an sie erinnert finden.

Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß wir schon am Vorabend eines neuen Sozialistengesetzes ständen. Nur darf man die Möglichkeit neuer Ge-

waltschläge gegen die Arbeiterklasse deshalb nicht von sich weisen, weil zweifellos kein fester Entschluß und kein greifbarer Plan dafür vorliegen. Eben dadurch ist die Möglichkeit gegeben, daß man auf der reaktionären Seite vor halt- und ratlosem Ingrimm gar nicht mehr weiß, wohin man treibt. Was sich heute im Reichstag abspielt, dies zerfahrene Hin und Her, worin schließlich immer gerade die dümmste Brutalität die Oberhand erhält, ist von „hervorragenden" Führern der Mehrheit noch vor wenigen Wochen für ganz undenkbar erklärt worden; so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß wir in drei Wochen schon Dinge erleben werden, die heute noch für ganz unmöglich gelten und einstweilen selbst von den wildesten Reaktionären in gutem Glauben für unmöglich erklärt werden mögen.

Ein Glück, daß wir uns über solche Möglichkeiten nicht die Köpfe zu zerbrechen brauchen. Die Taktik der sozialdemokratischen Partei ist durch die Ehre und die Interessen der deutschen Arbeiterklasse unabänderlich vorgezeichnet: sie kann keine andere sein, als unerschütterlicher Widerstand gegen alle Kniffe und Pfiffe, gegen alle Gewalt und List der Brotwucherer. Am wenigsten darf sie sich durch die hochgezogenen Brauen der Spießbürger beirren lassen, die in ihrer biedermännischen Weisheit dazu raten, den Bogen nicht zu straff zu spannen und vor allem das Ansehen des Reichstags zu wahren. Geht es im deutschen Reichstag zu, wie im weiland polnischen Reichstag, so fällt die historische Verantwortlichkeit auf die, denen das Recht des Reichstags gerade gut genug war, um es unter ihre Füße zu rollen. Je wilder das Geschrei ertönt, daß mit dem bißchen Parlamentarismus im Deutschen Reiche aufgeräumt werden müsse, weil er zum erstenmal der arbeitenden Klasse eine wirksame Handhabe gegen die raffgierigen Ausbeutungsinteressen der herrschenden Klassen geboten hat, desto notwendiger ist es, diese Handhabe auf ihre Widerstandsfähigkeit bis aufs äußerste zu prüfen. Erträgt sie die Probe, um so besser; zerbricht sie darüber oder wird sie darüber zerbrochen, so muß es darum sein. Die Arbeiterklasse kann keine Waffen gebrauchen, die sie nur in den Silberschrank hängen darf, um sich daran zu ergötzen; sie ist nicht um des Parlamentarismus willen da, sondern sie benützt den Parlamentarismus um ihretwillen; dächte sie anders, so würde sie auf den verhängnisvollen Wegen wandeln, die den bürgerlichen Liberalismus so tief in den Sumpf geführt haben.

Mag deshalb in dem Schoße der Bourgeoisie über den „polnischen Reichstag" eitel Heulen und Zähneklappern sein: durch die Reihen des Proletariats geht ein frischer Hauch revolutionärer Tatkraft, seitdem sich die Anzeichen häufen, daß in den überlebten Klassen, die allzu lange noch das Heft in der Hand behalten haben, der geistige und moralische Bankrott in vollem Gange ist. Die ganze Geschichte des Zolltarifentwurfes ist eine einzige Anhäufung solcher Anzeichen. Je toller sie es treiben, um so besser wird es für uns sein. Mag ihre angstgepeitschte Phantasie sich in allerlei Gewaltstreichen berauschen, ja mögen solche Gewaltstreiche in ihrer wachsenden Verzweiflung explodieren, wie es sicherlich über kurz oder lang geschehen wird, wir fürchten keinen Kampf, den sie uns aufdrängen, denn wir wissen, daß wir in jedem dieser Kämpfe siegen werden.

Für viele guten Leute und schlechte Musikanten ist es eine peinliche Überraschung gewesen, zu sehen, wie verhältnismäßig leicht es den Brotwucherern gelungen ist, in das Recht des Reichstags einzubrechen. Und gewiß — wäre der deutsche Parlamentarismus eine reelle Macht, so wäre der Antrag Kardorff vom Präsidenten des Reichstags mit einer verächtlichen Handbewegung zurückgewiesen worden und damit auf den Kehrichthaufen geflogen. Graf Ballestrem hat sich dazu nicht aufgeschwungen, und wir machen ihm persönlich keinen Vorwurf daraus; im Gegenteil, es ist schon ganz respektabel, daß er wenigstens schmerzlich die Miene verzogen und einen Augenblick daran gedacht hat, zwar nicht seinen Posten mutig zu verteidigen, aber sich doch würdig von ihm zurückzuziehen. Mehr hätte kein bürgerlicher Präsident getan, und manch anderer hätte nicht einmal soviel geleistet, und woher sollte er die Courage auch nehmen? Der Reichstag hat bisher noch keinen ernsthaften Kampf mit der Regierung zu führen gewagt; er hat sich immer ihren noch so unberechtigten Ansprüchen gefügt, und wie konnte er da die selbstbewußte und stolze Haltung gewinnen, die Biedermeyer und Kompagnie jetzt heuchlerisch an ihm vermissen? Eine solche Haltung ist allemal nur die Frucht tapfer durchgefochtener Kämpfe; deshalb ist ihrer auch nur die sozialdemokratische Partei fähig, die heute unter allen Parteien den Vorzug genießt, zu wissen, was sie will.

So steht sie in überlegener Ruhe der neuen Hetze gegenüber, die Haß und Neid aus allen Ecken und Winkeln der kapitalistischen Gesellschaft gegen sie schüren. Sie ist eine Partei des Kampfes, und sie weiß aus einer Erfahrung von vierzig Jahren, daß sie, ihrem Ursprung gemäß, niemals so kräftig ist, sich niemals so rüstig entwickelt, wie im Kampfe. Freilich hat der Kampf für sie noch keinen Augenblick aufgehört, aber im Kampfe selbst gibt es Perioden, wo er schwächer und wo er stärker entbrennt; damit in genauem Schritt und Tritt schwillt die revolutionäre Expansivkraft des klassenbewußten Proletariats ab und an. Das lehrt die Geschichte der sozialdemokratischen Partei auf jedem ihrer Blätter; je stärker sich die Sturzwelle scheinbar vernichtenden Hasses heranwälzte, um so mächtiger tauchte die Partei regelmäßig aus ihr wieder auf.

So hat sie für das ohnmächtige Toben ihrer Todfeinde nur ein verächtliches Achselzucken, wie sie gegen ihre brutalen Gewaltstreiche die schlagfertige Faust hat. In gelassener Zuversicht anwortet sie auf die unzähligen Herausforderungen, die ihr jeder Tag bringt: Neue Kämpfe, neue Siege!

Über die Anfänge der Lehre vom Klassenkampf.

Von Georg Plechanow.

II. Die Wandlung der bürgerlichen Anschauungen.

Während der Restaurationszeit sah die Bourgeoisie mehr als einen Sturm über sich hereinbrechen. Aber von den großartigen Siegen angefeuert, die sie eben erst über die Aristokratie erfochten hatte, glaubte sie an keine Macht, die fähig wäre, ihrer Herrschaft ein Ende zu bereiten. Unverzagt blickte sie in die Zukunft und fand es sehr angenehm, während des Sturmes auf einem Schiffe

zu sein und sich vor dem Untergang sicher zu fühlen. Damals scheute sie sich nicht, von dem Klassenkampf zu sprechen, und höhnend lehnte sie es ab, der verkommenen Aristokratie zuliebe die Geschichte ihres eigenen Klassenkampfes zu vergessen. Aber leider ist alles hienieden im Flusse begriffen und alles verändert sich. Es verstrichen kaum zwei bis drei Jahrzehnte, als die Bourgeoisie sich genötigt sah, den Klassenkampf mit anderen Augen anzusehen. Die Arbeiterklasse — die äußere Bevölkerung, wie Guizot sie nannte — begann einen Kampf zu führen gegen ihre eigene Klassenherrschaft. Das veränderte die Stimmung der Bourgeoisie von Grund aus: aus einer revolutionären Klasse wurde sie eine konservative. Das Jahr 1848 ist der Bourgeoisie zu einem schrecklichen Mene-Tekel geworden. Wie gut sie den Sinn dieser Warnung begriff, ist daraus ersichtlich, daß ihre Theoretiker seitdem den „sozialen Frieden“ zu predigen begannen. Stets aufmerksam und besorgt für die Bedürfnisse des „Mittelstandes“, ließ Guizot schon im Jahre 1849 seine Broschüre „De la Démocratie“ los, in der in allen Tonarten der soziale Friede gepriesen wurde, der zu „Freiheit, Ruhe, Wohlstand, Würde und allen anderen materiellen wie geistigen Gütern“ führe. Guizot wußte auch im Jahre 1849, daß die Geschichte Frankreichs vom sozialen Kriege „gemacht“ wurde; aber jetzt erschien ihm dieser Krieg nicht mehr als Triebkraft des Fortschritts, sondern als eine Art Pandorabüchse, die sein Land mit dem schrecklichsten Unheil überschüttete.

„Der Kampf verschiedener Klassen unserer Gesellschaft“, wiederholt Guizot, „füllt unsere Geschichte aus. Die Revolution von 1789 war seine allgemeinste und mächtigste Offenbarung. Adel und dritter Stand, Aristokratie und Demokratie, Bourgeoisie und Arbeiter, Besitzende und Proletarier — das sind nur alles verschiedene Formen und Phasen des sozialen Kampfes, unter dem wir so lange leiden. . . . Das ist eine Geißel, eine Schmach, unseres Zeitalters unwürdig. Der innere Friede, der Friede unter verschiedenen Bürgerklassen, der soziale Friede! Das ist Frankreichs wichtigstes Bedürfnis, das ist sein Notschrei!“ [1]

Das Vorherrschen der mittleren Klassen bildet die Eigentümlichkeit der französischen Geschichte nach 1789. Indem Guizot darauf hinweist, stimmt er auf die Bourgeoisie eine wahre Lobrede an. Aber nun sieht er deutlich ein, daß ihrer Herrschaft eine schreckliche Gefahr droht.

„In der Arena ist jetzt ein neuer Kämpfer erschienen. Das demokratische Element hat sich gespalten. Gegen die mittleren Klassen setzt man die arbeitenden Klassen in Bewegung, gegen die Bourgeoisie — das Proletariat. Und dieser neue Krieg wird ebenfalls auf Leben und Tod geführt, weil der neue Prätendent ebenso ausschließlich ist wie alle anderen.“ [2]

Das Proletariat droht der Herrschaft der „mittleren Klassen“ ein Ende zu machen. Die „mittleren Klassen“ fürchten das Proletariat und darum predigen ihre Theoretiker den Frieden. Aber sicherer Friede kann nur dann eintreten, wenn das Proletariat darauf verzichtet, der Bourgeoisie das Recht aufs Dasein zu bestreiten. Guizot begreift das ausgezeichnet. Er beweist nunmehr, daß alle in Frankreich existierenden Klassen „natürliche, tiefwurzelnde Bestandteile der französischen Gesellschaft“ ausmachen.[3] Und er behauptet, daß die Anerkennung der Richtigkeit dieses Gedankens seitens aller miteinander kämpfenden Parteien einen großen Schritt zum sozialen Frieden bedeuten würde. In der Tat, indem das Proletariat die Richtigkeit dieses Gedankens anerkennen würde, würde es

[1] De la Démocratie. Paris 1849, S. 35. — [2] Ibid., S. 107. — [3] Ibid., S. 105.

damit zugleich auch die „Natürlichkeit“ seiner Knechtschaft anerkennen. Nun, das war es eben, was dem erschrockenen Ideologen der Bourgeoisie so dringend notwendig erschien.

Nicht nur Guizot allein predigte den sozialen Frieden und nicht er allein änderte seine Stellung zum Klassenkampf, nachdem in der Arena ein „neuer Kämpfer“ erschienen war. Wir wissen schon, wie Mignet sich zu den Unruhen der Pariser Kommune verhalten hatte. Was Augustin Thierry betrifft, so ist für seine Stimmung nach 1848 sein Vorwort zum „Essai sur l'histoire du Tiers-Etat“, der 1853 erschienen ist, kennzeichnend. Die Geschichte des dritten Standes war die Geschichte des sozialen Krieges zwischen Aristokratie und Mittelklasse. Augustin Thierry war, wie wir wissen, einer der ersten, der die Leser auf den Klassencharakter dieses Krieges aufmerksam machte. Diesen Charakter leugnen, hieß der Geschichte des dritten Standes ihre ganze Bedeutung rauben. Andererseits aber konnte Thierry im Jahre 1853 vom Klassenkampf nicht mehr ohne ernsten Vorbehalt reden. Und so machte er denn auch seine Vorbehalte geltend. Er sagte, daß der Klassenkampf, der den Gegenstand seines Buches bildet, nichts Gemeinschaftliches habe mit dem Klassenkampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie. Der von ihm geschilderte Kampf war in allen seinen Ergebnissen segensreich und wurde im Laufe ganzer Jahrhunderte geführt, während der Kampf des Proletariats mit der Bourgeoisie „erst gestern“ begonnen habe „und die öffentliche Sicherheit aufs tiefste stört“. Der Klassencharakter des Proletariats kommt ihm beschränkt und das Klasseninteresse des dritten Standes sehr weit vor, und zwar deshalb, weil der dritte Stand mit Ausschluß des Adels und der Geistlichkeit die ganze Nation umfaßt hätte.

Diese Schlußfolgerung ist in psychologischer Hinsicht sehr bezeichnend, obwohl es den Anhängern des revolutionären Kampfes gegen die Bourgeoisie — wie wir später sehen werden — sehr leicht war, Augustin Thierry mit seinen eigenen Gründen zu widerlegen.

Die wissenschaftliche Überzeugung der geschichtlichen Bedeutung des Klassenkampfes war aber bei den französischen Geschichtsschreibern der Restaurationszeit so stark entwickelt, daß, sobald ihr Schreck über die revolutionäre Bewegung des Proletariats vorüber war, sie ihre alte Sprache wiederfanden. Beispielshalber wollen wir uns abermals auf Guizot berufen.

Im Jahre 1858 gab Guizot seine „Erinnerungen“ heraus. Der erste Band derselben bezieht sich gerade auf jene Zeit, als er mit jugendlich-feuriger Begeisterung den Klassenkampf des Mittelstandes gegen die Aristokratie gepredigt hatte. Nachdem er seine Broschüre „Du Gouvernement de la France“, die, wie wir das schon wissen, die glühendste Aufforderung zu solchem Kampfe enthält, erwähnt hatte, gesteht Guizot, daß er nach abermaligem Durchlesen der vor sechsunddreißig Jahren erschienenen Schrift zu folgendem Eindruck gelangt sei:

„Indem ich als Historiker und Philosoph die Ereignisse an und für sich betrachte, so finde ich in meiner Broschüre nichts, was ich widerrufen müßte. Ich fahre fort, der Meinung zu huldigen, daß die in derselben geäußerten allgemeinen Ideen wahr, die großen sozialen Thatsachen richtig beurteilt, die führenden politischen Persönlichkeiten gut verstanden und treu gezeichnet sind. . . . Aber . . . ich verlangte von den Menschen zuviel.“

Die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit hat über der Angst vor „dem neuen Kämpfer“ die Oberhand behalten, und der greise Theoretiker der Bourgeoisie betrachtet den Klassenkampf nicht mehr als Frankreichs Schmach und Unglück.

Er behauptet, daß in der Broschüre „Du Gouvernement“ die sozialen Tatsachen richtig beurteilt sind und das bedeutet, daß der soziale Krieg — der Klassenkampf — die Geschichte Frankreichs gemacht hatte. Indem Guizot das offen gestand, bewies er vor der wissenschaftlichen Wahrheit ungleich mehr Achtung als alle jene „Gelehrten“ von heute, die die Erwähnung des Klassenkampfes ebenso sorgfältig meiden, wie nach des Apostels Pauli Mahnung die Christen jedwedes Gespräch über die vom siebenten Gebot verpönten „Greuel“ meiden müssen.

Es gab also eine Zeit, wo die Bourgeoisie die historische Rolle des Klassenkampfes sehr gut zu würdigen wußte. Wenn sie nun diese Rolle nicht mehr versteht oder sich so stellt, als würde sie dieselbe gar nicht mehr verstehen, wenn sie nunmehr den „sozialen Frieden“ predigt, so findet das seine Erklärung in der weiteren Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, in der Angst vor dem „neuen Kämpfer“. Und wenn gegenwärtig die Theoretiker der Bourgeoisie sich gern über den „sozialen Frieden“ verbreiten und den Sozialdemokraten die Verkündung des Klassenkampfes als schwere Anklage vorhalten, so können die Sozialdemokraten ihnen in gleicher Weise antworten, wie einst Guizot den Theoretikern der Aristokratie: „Entartete Nachkommen einer Klasse, die vormals über eine zivilisierte Welt allein herrschte und Könige zittern machte, ihr sagt euch los von euern Vorfahren und euerer Geschichte!“ Und gleich Guizot dürfen wir höhnend die Verwunderung aussprechen, daß unsere Gegner zu bescheiden geworden sind in ihren Erinnerungen; und gleich spöttisch dürfen wir sie fragen: „ob wir denn die Geschichte deshalb zu vergessen verpflichtet seien, weil ihre Ergebnisse für euch ungünstig geworden sind?“

Was ist nun aber von jenen Sozialisten zu halten, die unter dem Vorwand der Kritik des Marxismus die Bedeutung des Klassenkampfes verringern wollen und nach der Art Seiner Exzellenz des Herrn Ministers Millerand erklären, daß man die Arbeiter gegen die Bourgeoisie nicht aufreizen dürfe? Möge der Leser selbst darüber urteilen.

III. Die Anschauung des vormarxistischen Sozialismus vom Klassenkampf.

Der Sozialismus kann heutzutage nicht umhin, auf dem Standpunkt des Klassenkampfes zu verharren. Aber nicht immer standen die Sozialisten auf seinem Boden. Solange der Sozialismus noch in den Kinderschuhen seiner Entwicklung wandelte, waren seine Anhänger ebenfalls bereit, den Klassenkampf als Schmach und Unglück der Menschheit zu bejammern. Es könnte scheinen, die oben angeführten Äußerungen St. Simons stünden damit gleichsam in Widerspruch. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich bei St. Simon stets um den Kampf der Industriellen gegen die Feudalen und nicht um den Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie handelt. Für St. Simon existiert das Proletariat als eine zu einer selbständigen geschichtlichen Rolle fähige Klasse nicht. In seinen „Genfer Briefen“ sagt er den „Nichtbesitzenden“, daß sie, als sie während der Revolution die Gewalt ergriffen, nichts Weiteres zu schaffen vermochten als den Hunger. Und in seinem „Industriellen System“ sucht St. Simon der Bourgeoisie, in der Absicht, sie zur Annahme seiner Pläne zu veranlassen, mit der Arbeiterklasse Angst zu machen. Die Ideen der Gleichheit (der „türkischen Gleichheit“), sagt St. Simon, könnten bei den Arbeitern eine große, aber für die Zivilisation schädliche Bedeutung erhalten.[1] Die

[1] Du système industriel. Paris 1821, S. 205—207.

Bourgeoisunternehmer galten ihm als die natürlichen Leiter der Arbeiter. Mit Recht sagen die Verfasser des Manifests von den Erfindern utopischer Systeme, daß sie „zwar den Gegensatz der Klassen sehen, wie die Wirksamkeit der auflösenden Elemente in der herrschenden Gesellschaft selbst. Aber sie erblicken auf der Seite des Proletariats keine geschichtliche Selbständigkeit, keine ihm eigentümliche politische Bewegung". Getreu dieser ihrer Auffassung wendeten sich die sozialistischen Utopisten nicht an das Proletariat, sondern an die gesamte Gesellschaft ihrer Zeit. So erklärte zum Beispiel Jaques Péreire in seinen Vorlesungen über die Industrie, die er 1831 im Pariser Athenäum gehalten hatte, im Namen aller St. Simonisten rundweg, daß letztere als „Männer des Fortschritts" die ganze Menschheit „und nicht etwa dieses oder jenes Volk, diese oder jene Klasse" hätte retten wollen.[1] In gleichem Sinne galt den Fourieristen als einer der Hauptvorzüge der Doktrin ihres Meisters, daß sie nicht der Ausdruck „widersprechender Interessen in der Gesellschaft" gewesen sei.[2] Schließlich ist noch Louis Blanc zu erwähnen, der im Januar 1845 im Vorwort zu seiner berühmten Broschüre „Organisation du Travail" schrieb: „In diesem Buche wende ich mich an euch, Reiche, weil es von den Armen handelt. Denn die Sache der letzteren ist euere eigene Sache."

Solche Anschauungen der sozialistischen Utopisten bilden theoretisch wie praktisch einen großen Rückschritt im Vergleich mit den oben dargelegten Anschauungen der Ideologen der revolutionären Bourgeoisie. Die Ursache davon lag in der schwachen Entwicklung des damaligen Proletariats. Freilich blieben sie in ihrer Wirkung auf die Entwicklung des Klassenbewußtseins der Arbeiter nicht ohne Nachteil, aber sie vermochten diese Entwicklung nicht zu verhindern. Das Wachsen des Kapitalismus führte zum quantitativen Größerwerden des Proletariats wie zu seinem geistigen Erwachen. Schon im Oktober 1836 wurden vom „Arbeiterbund", der in London bestand, Statuten angenommen, in welchen auf die Notwendigkeit des Bruches der Arbeiterklasse mit den Parteien der herrschenden Klassen in unzweideutiger Weise hingewiesen wurde.[3] Andererseits warben die in Frankreich bestehenden geheimen revolutionären Gesellschaften die Majorität ihrer Mitglieder aus der Arbeiterklasse selbst. Was für Ideen unter den Mitgliedern dieser Gesellschaften verbreitet wurden, zeigt folgender Auszug aus einem Dialog, der bei der Aufnahme neuer Mitglieder in der kommunistischen Gesellschaft „Die vier Jahreszeiten" stattzufinden pflegte.

Frage: Woraus setzt sich jetzt die Aristokratie zusammen?

Antwort: Die Geburtsaristokratie wurde im Juli des Jahres 1830 abgeschafft; die heutigen Aristokraten sind die Reichen, die eine ebenso gierige Aristokratie bilden, wie es die alte gewesen ist.

Frage: Kann man sich mit dem Sturze der Regierung begnügen?

Antwort: Man muß alle Aristokraten und alle Privilegien abschaffen, sonst kommt nichts heraus.

Frage: Sind zum Volke diejenigen zu zählen, die, gleich den Aristokraten, Rechte genießen, aber keine Pflichten erfüllen?

Antwort: Eigentlich nicht. Sie sind für den gesellschaftlichen Körper dasselbe, was ein Geschwür für den einzelnen Menschen. Die Beseitigung des

---

[1] Leçons sur l'industrie. Paris 1832, S. 39.

[2] V. Considérant, Destinée sociale. Bd. II, 3. Aufl., S. 8 ff.

[3] Die Entstehung und die ökonomischen Grundsätze des Chartismus, von Dr. John L. Tildsley. Jena 1898, S. 2—4.

Geschwürs ist die erste Bedingung der Genesung. Die Aufhebung der Aristokratie ist die erste Bedingung für die Umkehr des sozialen Körpers zum gerechten Zustand" u. s. w.[1]

Von unserem heutigen Standpunkt aus erscheinen die praktischen Programme der damaligen kommunistischen Verschwörer noch weniger befriedigend als ihre theoretischen Anschauungen. Aber trotzdem unterscheiden sie sich durch die feste Zuversicht, daß die Befreiung der Arbeiterklasse („des Volkes") undenkbar ist ohne den Kampf mit den höheren Klassen („der Aristokratie"), sehr vorteilhaft von den sozialistischen Utopisten. Freilich kann der Kampf eines Häufleins von Menschen, die im Namen der Volksinteressen eine Verschwörung geschmiedet haben, auf keinen Fall mit dem Namen Klassenkampf belegt werden. Wenn aber der Hauptteil der Verschwörer von den Arbeitern geliefert wird, so bietet die Verschwörung den Keim zum revolutionären Kampfe der Arbeiterklasse. Und die Auffassung der Gesellschaft der „Jahreszeiten" über die „Aristokratie" zeugt von dem engen genetischen Zusammenhang der Ideen der revolutionären Kommunisten im damaligen Frankreich mit den Ideen der bürgerlichen Revolutionäre des achtzehnten Jahrhunderts und der liberalen Opposition der Restaurationsepoche. Wir haben gesehen, daß Augustin Thierry das Klasseninteresse des Proletariats beschränkt und das Interesse des dritten Standes weit vorkam, weil dieser Stand die ganze Nation mit Ausnahme der Aristokratie umfaßte. Gleich Augustin Thierry gingen die französischen revolutionären Kommunisten von dem Bewußtsein aus, daß der Kampf gegen die Aristokratie im Interesse des ganzen übrigen Teiles der Gesellschaft notwendig sei. Aber mit Recht weisen sie darauf hin, daß an Stelle der Geburtsaristokratie die Geldaristokratie getreten ist und daß folglich der Kampf um weite gesellschaftliche Interessen nicht mehr gegen den Adel, sondern gegen die Bourgeoisie geführt werden muß. Die Logik befand sich offenbar auf ihrer Seite und sie hatten vollen Grund, ihren bürgerlichen Gegnern Inkonsequenz vorzuwerfen.

In dem Maße wie der Gegensatz zwischen den Interessen der Ausgebeuteten und denen der Ausbeuter wuchs und mehr zu Tage trat, wurde auch das Bewußtsein der Notwendigkeit des Kampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat immer größer und stärker. Aber in diesem Bewußtsein wurzelten noch sehr viele utopische Elemente. In der kommunistischen und sozialistischen Literatur der vierziger Jahre erreichte der Begriff des Klassenkampfes bei weitem nicht jene Stufe der Klarheit, wie sie beispielsweise Guizot eigentümlich gewesen war. In dieser Hinsicht wurde die bürgerliche Ideologie erst vom Manifest überholt.

IV. Die Leistung von Marx und Engels.

Die Anschauung, die Marx und Engels vom Klassenkampf, von der Bedeutung der Politik in diesem Kampfe und der Abhängigkeit der Staatsgewalt von den herrschenden Klassen hegten, ist mit den Ansichten Guizots und seiner Gesinnungsgenossen über die gleichen Fragen identisch. Der ganze Unterschied besteht darin, daß die ersteren die Interessen des Proletariats verfechten, während die anderen die Interessen der Bourgeoisie verteidigen. Stellenweise führt das Manifest die Sprache der Guizotschen Broschüren, oder, wenn man will, reden

[1] De la Hodde, Histoire des sociétés secrètes et du parti républicain. Paris 1850, S. 224.

manche Broschüren Guizots teilweise die Sprache des Manifests.[1] Aber bei den Verfassern des Manifests erscheint der Begriff des Klassenkampfes als Bestandteil einer einheitlich durchdachten Geschichtstheorie, während die Geschichtstheorie Guizots, Thierrys, Mignets und anderer gleichzeitiger Ideologen der Bourgeoisie auf halbem Wege stehen blieb. Selbstverständlich bildet dieser Umstand in der „sozialen Philosophie" von Marx und Engels einen gewaltigen Vorzug.

Weiter unten werden wir diesen Vorzug näher untersuchen. Vorher aber müssen wir über uns den Genuß einiger „kritischer" Bemerkungen einiger Kritiker des Marxismus ergehen lassen.

Herr Werner Sombart sagt:

„Wenn Karl Marx das Kommunistische Manifest mit den bekannten Worten beginnt: ‚Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen', so hat er nach meinem Empfinden damit eine der größten Wahrheiten ausgesprochen, die unser Jahrhundert erfüllen. Aber er hat nicht die ganze Wahrheit gesagt. Denn es ist nicht richtig, daß alle Geschichte der Gesellschaft lediglich in Klassenkämpfen auslaufe. Wenn wir überhaupt die ‚Weltgeschichte' in eine Formel bringen wollen, so werden wir, meine ich, sagen müssen, daß es zwei Gegensätze sind, um die sich die ganze Gesellschaftsgeschichte dreht, ich will sie die sozialen und die nationalen Gegensätze nennen; und dabei national im weitesten Verstand fassen. Die Menschheit entwickelt sich, indem sie zunächst sich zu Gemeinschaften zusammenschließt und dann weiter, indem diese Gemeinschaften erst gegeneinander kämpfen und streben, dann aber auch innerhalb dieser Gemeinschaften der einzelne über den anderen hinaus nach Höherem zu trachten beginnt.... So sehen wir hier das Streben der Gemeinschaften nach Reichtum, Macht, Geltung, und dort dasselbe Streben nach Macht, Reichtum, Ansehen bei den einzelnen. Das, scheint mir, sind die beiden Gegensätze, die tatsächlich alle Geschichte erfüllen."[2]

Marx hat einen Teil der Wahrheit gefunden. Der kritisch denkende Herr Sombart hat seinerseits das von Marx Gesagte ergänzt und nun haben wir jetzt das Glück und das Vergnügen, im Besitz der vollen, von Einseitigkeiten und Übertreibungen befreiten Wahrheit zu sein. Das ist gewiß sehr angenehm, aber erstens ist der gegenseitige Kampf einzelner Mitglieder der Gesellschaft um eine höhere Stellung noch kein Klassenkampf. Das beweisen uns in vorzüglicher Weise die heutigen Unternehmer, die hart miteinander um die Kunden kämpfen, denen aber jeder Gedanke des Klassenkampfes mit ihresgleichen ganz fern liegt. Und zweitens, was bedeutet denn der „nationale Kampf" des Herrn Sombart? Doch nichts anderes als den Kampf einzelner Staaten untereinander. Und nun sollen die Verfasser des Manifests die historische Bedeutung dieses Kampfes außer acht gelassen haben? Das wäre sehr sonderbar, und zwar umsomehr, als dieselben Verfasser in demselben Manifest sagen, daß die Bourgeoisie eines jeden Staates mit der Bourgeoisie der anderen Staaten einen ununterbrochenen Krieg führt. (Manifest, S. 16: „Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe ... stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder.") Woher

---

[1] Siehe zum Beispiel die oben angeführten Zeilen aus Guizots Broschüre über die Demokratie, die 1849 erschienen ist: „Der Kampf verschiedener Klassen erfüllt unsere ganze Geschichte.... Der Adel und der dritte Stand, Aristokratie und Demokratie, Bourgeoisie und Arbeiter — alles das sind nur verschiedene Formen und verschiedene Phasen des sozialen Kampfes."... Das ist fast wörtlich dasselbe, was im Manifest am Anfang des ersten Kapitels zu lesen ist.

[2] Sozialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. S. 1—2.

also das Mißverständnis? Ganz einfach daher, daß Herr Werner Sombart den Gedanken des Manifests schlecht verstanden hat.

In welchem Sinne gebraucht denn Marx das Wort: Gesellschaft? Ganz in demselben, den es bei Guizot hatte, als er seine Betrachtungen über die Abhängigkeit der politischen Ordnung von der gesellschaftlichen anstellte.[1] Bei dem einen wie bei dem anderen ist das Wort Gesellschaft die kurze Bezeichnung dessen, was sie, im Unterschied vom Staate, bürgerliche Gesellschaft nannten. Wenn die Verfasser des Manifests sagen, daß die Bourgeoisie jedes Landes stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder kämpft, so haben sie damit den Kampf unter den Staaten, den internationalen oder — nach der Terminologie des Herrn Werner Sombart — den nationalen Kampf im Auge. Und wenn sie sagen, daß die ganze Geschichte der Gesellschaft bisher die Geschichte von Klassenkämpfen war, so meinen sie damit die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft oder, anders gesagt, die innere Geschichte der Staaten.[2] Diese Geschichte war nach ihrer Meinung die Geschichte von Klassenkämpfen und in Bezug auf diese Geschichte stimmt mit ihnen im Grunde ihr „Kritiker" überein. Am Ende also stellt sich die von Herrn Werner Sombart gemachte Verbesserung als die Frucht eines Mißverständnisses heraus.

Auf diese Art werden Marx und Engels am häufigsten „kritisiert": zuerst werden sie ein bißchen mißverstanden oder entstellt und dann ein bißchen „verbessert". Und so verfahren die gnädigen Kritiker, die ungnädigen dagegen machen mit ihnen keine Umstände: unverfroren schreiben sie ihnen irgendwelchen blühenden Unsinn zu, um dann tiefsinnig zu verkünden, daß es höchste Zeit sei, mit dem Marxschen „Dogma" ein Ende zu machen.

Benedetto Croce findet, daß der Begriff des Klassenkampfes selbst unklar sei. „Ich bin bereit, zu erklären", sagt er, „daß die Geschichte ein Klassenkampf ist: erstens wenn Klassen da sind; zweitens wenn sie widersprechende Interessen haben; drittens wenn sie sich dieses Widerspruchs bewußt sind. Aber das würde uns zu jenem humorvollen Ergebnis führen, daß die Geschichte sich nur dann als Klassenkampf darstellt, wenn sie ... ein Klassenkampf ist! In Wirklichkeit aber kann es vorkommen, daß die Klassen keine antagonistischen Interessen hatten und daß sie sehr oft diesen Antagonismus gar nicht einsahen. Das wissen auch sehr gut die Sozialisten, die — manchmal erfolglos, wie beispielsweise bisher bei den Bauern — bemüht sind, das Bewußtsein dieses Interessengegensatzes bei dem modernen Proletariat zu erzeugen." [3]

Da diese Einwände auf den ersten Blick als ziemlich treffend erscheinen dürften, so verdienen sie eine nähere Beachtung.

Der Klassenkampf findet statt nur dort und dann, wo Klassen existieren. Das ist allerdings vollkommen richtig. Es wäre auch sonderbar, von Klassenkampf zu reden in einer Gesellschaft, in der es keine Klassen gibt. Aber in welcher Gesellschaft gibt es denn keine Klassen? Doch nur in einer ganz primitiven. In einer solchen Urgesellschaft herrscht gewissermaßen ein Gleichgewicht der Interessen. Aber dieses Gleichgewicht ist nicht stabil: schon auf

[1] Siehe Heft 9, S. 282.

[2] Vergl. das Vorwort in „Zur Kritik", aus dem deutlich hervorgeht, welche Bedeutung Marx dem Worte „Gesellschaft" beilegte. Vergl. ferner „Die heilige Familie", S. 189.

[3] Critique de quelques concepts du marxisme, im „Devenir Social", Februar 1898, S. 121—122.

einer sehr frühen Entwicklungsstufe, noch lange vor der Auflösung der Gentilverfassung, entsteht bei den „Wilden" materielle Ungleichheit und in deren Folge nicht nur der Antagonismus der Interessen, sondern auch das Bewußtsein dieses Antagonismus. Unter den merkwürdigsten Erzeugnissen der Eskimopoesie findet sich ein Märchen, dessen Held — der Sohn einer armen Witwe — sich an seinen reichen Verwandten für die ihm von diesen widerfahrenen Demütigungen rächt. Und doch ist bei den Eskimos heute noch das von dem urwüchsigen Kommunismus eingepflanzte Solidaritätsgefühl außerordentlich stark.

Außerdem ist zu beachten, daß in einer primitiven Gesellschaft die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau sehr früh aufkommt. Dadurch wird der Geschlechtsantagonismus erzeugt, der in Nahrung, Sitten, Zerstreuungen, Kunst und selbst in der Sprache zum Ausdruck gelangt. Wer die materiellen und geistigen Folgen dieses Geschlechtsantagonismus außer acht lassen wollte, würde viele wichtigen Seiten der ursprünglichen Lebensweise durchaus nicht begreifen können. In höher entwickelten Gesellschaften dagegen werden wir ohne weiteres das Vorhandensein verschiedener Klassen, sowie deren fortwährenden Kampf untereinander gewahr, der sich in der Staatsform, im Rechte, in der Religion, in der Poesie und überhaupt in dem ganzen künstlerischen Schaffen wiederspiegelt.

Richtig ist es auch, daß die Interessen verschiedener Gesellschaftsklassen nicht immer einander entgegengesetzt sind. Aber zur Entstehung des Klassenantagonismus ist eine bloße Verschiedenheit der Interessen schon ausreichend. Dort nämlich, wo zwischen reich und arm sich das Verhältnis von Mietern und Gemieteten noch nicht klar herausgebildet hat, ist nicht selten außer diesem Unterschied noch kein anderer zu verspüren. Trotzdem erzeugt auch diese bloße Verschiedenheit harte Klassenkämpfe. Zuweilen bedarf es aber zur Entstehung des Klassenkampfes nicht einmal der Güterungleichheit, sondern, wie wir es mit Bestimmtheit aus der Anfangsgeschichte Athens mit dessen Kämpfen zwischen den Diakrien, Paralien und Pediäern schließen können, genügt auch die bloße Verschiedenheit der lokalen Interessen.[1]

Wenn Croce meint, daß die Gesellschaftsklassen sich des Antagonismus der Interessen nicht immer bewußt sind, so ist dieser Gedanke nur teilweise richtig. Nehmen wir zum Beispiel die Geschichte Rußlands! Ist die Zahl der in derselben vorgekommenen großen, offenen Bauernaufstände stark? Durchaus nicht. Die Aufstände von Rasin und Pugatschow in Großrußland und die Kosakenkriege in Kleinrußland füllen nur wenige verhältnißmäßig nicht sehr lange und voneinander mehr oder minder entfernten Zeiträume aus. Und was lag nun zwischen diesen Aufständen und Kriegen? Der „soziale Friede"? Nein, vom sozialen Frieden oder auch nur von einem Waffenstillstand war keine Rede. Der „soziale Krieg" hört auch in den Zwischenzeiten nicht auf. Er ändert nur sein Gesicht, indem er aus einem sichtbaren in einen latenten übergeht. Die Gesellschaft bleibt nach wie vor in zwei feindliche Lager gespalten: hier die „Gnädigen", die „Herren"; dort — die „Knechte", die „Bauern". Jedes der beiden Lager sieht sehr gut die Mauer der feindlichen Gefühle, Anschauungen und Handlungen, die es vom anderen Lager trennt: die „Herren" schelten die „Bauern" und suchen sie möglichst zu „zügeln", die „Bauern" wieder verhöhnen

[1] Siehe Griechische Geschichte von E. Curtius, Bd. I, 1857, S. 254—255; vergl. Hegels Philosophie der Geschichte (herausgegeben von E. Gans), S. 261: „Der Unterschied der Stände beruht auf der Verschiedenheit der Lokalität."

die „Herren" und widersetzen sich den „Zügelungen" mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Und jedes Jahr, sogar jeden Monat bricht bald hier, bald dort der verschleierte Kampf zu einem, wenn auch räumlich beschränkten, aber immerhin offenen Kriege aus: die Bauern „meutern" und die Herren „beschwichtigen" sie mit der ihnen zur Verfügung stehenden Waffengewalt. Die russischen Volkstümler behaupteten mit Recht, daß der Kampf der Bauern um Scholle und Freiheit sich wie ein roter Faden durch die ganze russische Geschichte zieht. Was anderes ist aber dieser Kampf um Scholle und Freiheit, wenn nicht ein Klassenkampf gegen Staat und Gutsbesitzer, die eben Herren des Staates waren? Der „Muschik" verstand ausgezeichnet den Gegensatz zwischen seinen eigenen Interessen und den Interessen der Gutsbesitzer. Wenn aber der von ihm geführte Kampf trotzdem kein bewußter Klassenkampf genannt werden darf, so nur deshalb, weil für einen bewußten Klassenkampf das bloße Gewahrwerden des Interessenantagonismus noch nicht ausreicht. Nötig und entscheidend ist die Einsicht in die Wege und Mittel, mit denen die Verteidiger der entgegengesetzten Interessen besiegt werden können. Das russische Bauerntum besaß bekanntlich diese Einsicht nicht. Darum war auch der von ihm geführte Kampf in bedeutendem Maße ein „elementarer" Kampf. Dennoch hörte er nicht auf, ein Klassenkampf zu sein.

Herr Croce verwechselt den Kampf mit der Bewußtheit des Gegensatzes und darum glaubt er, daß dort, wo es keinen bewußten Klassenkampf gibt, auch der Klassenkampf gänzlich fehle. Er sieht nicht ein, daß ein mehr oder minder erbitterter, mehr oder minder offener oder verhüllter, bewußter oder unbewußter Klassenkampf stets und allerorts die Folge der Spaltung der Gesellschaft in verschiedene Klassen ist.

Richtig ist endlich auch sein Hinweis, daß die modernen Sozialisten mit allen Kräften bemüht sind, das Klassenbewußtsein der Arbeiter zu wecken und zu entwickeln. Wir begreifen aber nicht, wie diese allerdings unbestreitbare Tatsache Herrn Croce als Argument gegen die Lehre vom Klassenkampf dienen kann. Von den modernen Sozialisten kann man bloß die Worte des Manifests wiederholen: sie unterscheiden sich von den übrigen Arbeiterparteien nur dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung vertreten. Daraus folgt aber nur, daß nicht alle Arbeiter sich durch gleich hohes Klassenbewußtsein auszeichnen und daß nicht alle in gleichem Maße die allgemeinen Interessen der Arbeiterbewegung verstehen.

Die Spaltung der Gesellschaft in Klassen ist in ihrer ökonomischen Entwicklung begründet. Aber der Gang der *Ideen* wird vom Gange der *Dinge* überholt. Deshalb bleibt das *Bewußtsein* der Menschen von ihren Beziehungen im Produktionsprozeß hinter der *Entwicklung* dieser Beziehungen zurück. Außerdem schreitet die Entwicklung des Bewußtseins sogar in einer und derselben Klasse nicht gleichmäßig vor: ein Teil ihrer Mitglieder erfaßt das Wesen der bestehenden Ordnung früher, ein anderer später. Dadurch entsteht die Möglichkeit der Ideeneinwirkung der Fortgeschrittenen auf die Zurückgebliebenen, der Sozialisten auf solche Proletarier, die der sozialistischen Weltanschauung noch fern sind.[1] Herr Croce scheint sagen zu wollen, daß es dort,

---

[1] Daß diese Einwirkung im allgemeinen nicht ganz erfolglos geschieht, beweist das überall zu beobachtende Zunehmen der sozialistischen Parteien.

wo man es erst entwickeln muß, ein Klassenbewußtsein gar nicht gebe. Aber erstens bedeutet ungenügende Entwicklung von Selbstbewußtsein durchaus noch nicht dessen Abwesenheit. Und wenn man zweitens heute noch solchen Proletariern begegnet, die an die Harmonie ihrer Interessen mit denen der Unternehmer glauben, so müßte man von solchen rückständigen und vom Klassenbewußtsein ganz unberührt gebliebenen Arbeitern sagen, daß sie die der Periode des Kampfes des dritten Standes mit der Aristokratie eigene Weltanschauung noch nicht los geworden sind. In dieser Periode sah der dritte Stand den ökonomischen Antagonismus, der in seinem eigenen Schoße verborgen lag, noch nicht ein. Was wunder nun, wenn Anschauungen, die in der Epoche eines Klassenkampfes entstanden, dessen Inhalt ein anderer als der gegenwärtige war, sich als Überlebsel bis auf unsere Zeit erhalten, die von einem ganz anderen Klassenkampf beherrscht wird: bleibt doch die Entwicklung des Bewußtseins stets hinter der wirtschaftlichen Entwicklung zurück.

Daraus folgt, daß überall in der modernen Gesellschaft, wohin man nur die Augen richten mag, der Einfluß des Klassenkampfes sich geltend macht. Daraus folgt aber zugleich, daß die „humorvollen“ Ergebnisse, von denen oben die Rede war, von niemand anderem stammen als von Herrn Croce selbst.

Herr Croce ist ein kluger und fähiger Kopf. Aber seinem Denken fehlt das dialektische Element, und dieser Mangel bedingt fast alle seine „kritischen“ Anläufe und Mißerfolge.[1]

Gehen wir weiter. Oben sagten wir, daß die Verfasser des Manifests eine einheitliche Geschichtstheorie besaßen, während die historischen Anschauungen der bürgerlichen Ideologen nur Stückwerk geblieben sind. Jetzt wollen wir das erläutern und beweisen.

Augustin Thierry, Mignet, Guizot und andere Geschichtsschreiber, die auf dem Boden der Interessen des „Mittelstandes“ standen, sahen in den Eigentumsverhältnissen die wichtigste und tiefstgehende Grundlage der politischen Verfassung eines Landes und sogar der Anschauungen, die in demselben herrschten. In dieser Hinsicht unterscheiden sich ihre Ansichten sehr wenig von den Ansichten von Marx und Engels, und wenn Marx später schrieb, daß die „Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel unter dem Namen ‚bürgerliche Gesellschaft‘ zusammenfaßt“,[2] so hat er nur die Ergebnisse wiederholt, zu denen die Geschichtswissenschaft unter der Einwirkung der mit dem Klassenkampf verbundenen gesellschaftlichen Entwicklung lange vor ihm gelangt ist. Der ganze Unterschied bestand darin, daß bei Marx' Vorgängern die Entstehung der Eigentumsverhältnisse und -Interessen völlig unaufgeklärt geblieben, während sie bei Marx ganz klar und begreiflich erschien.

Bei Guizot, Mignet, Thierry und allen Historikern und Publizisten, die mit ihnen den gleichen Standpunkt vertraten, fanden nicht selten die gesellschaftlichen Eigentumsverhältnisse ihre Erklärung in der Eroberung. Aber sie wiesen selbst darauf hin, daß die Eroberung um bestimmter „positiver Interessen“

[1] Beiläufig ist die Identifizierung der „Bauern“ mit den „modernen Proletariern“ in höchstem Maße seltsam von seiten eines Mannes, der mit der einschlägigen Literatur immerhin nicht schlecht vertraut ist.

[2] Zur Kritik der politischen Ökonomie. Vorwort.

halber geschieht. Woher kommen also diese Interessen? Offenbar werden sie durch die Eigentumsverhältnisse bedingt, die in dem Lande der Eroberer, sowie in dem der Unterjochten herrschend sind. Wir geraten somit in einen verzauberten Zirkel: einerseits ist es die Eroberung, die gewisse Eigentumsverhältnisse und -Interessen zur Folge hat, und andererseits sind es wieder die Eigentumsverhältnisse und -Interessen, die die Eroberung erklärlich machen. Solange die Geschichtswissenschaft aus diesem bösen Kreis nicht heraus konnte, geriet sie notwendig in Eklektizismus und Widersprüche. Dieser Widersprüche gibt es nicht wenig bei allen Historikern der in Betracht kommenden Richtung.

Manchmal beriefen sich die Geschichtsschreiber auf die menschliche Natur. Dann gilt aber eins von zweien: entweder bleibt die menschliche Natur im Laufe des geschichtlichen Prozesses unverändert oder sie verändert sich. Bleibt sie unverändert, so kann sie offenbar die in der Geschichte sich vollziehenden Veränderungen nicht erklären. Unterliegt aber die menschliche Natur selbst Veränderungen, so erklären unsere Berufungen auf sie gar nichts, denn vorher müßten wir die Ursachen ihrer eigenen Veränderungen erklären: hier also wiederum ein verzauberter Zirkel, eine neue Quelle von Widersprüchen und Eklektizismus in der Geschichtswissenschaft.

Ein typisches Beispiel eines solchen Eklektizismus und solcher Widersprüche bietet das berühmte Buch Tocquevilles „Von der Demokratie in Amerika", das Royer-Collard die Fortsetzung „des Geistes der Gesetze" von Montesquieu genannt hat. Tocqueville sagt, sobald uns eine bestimmte soziale Ordnung gegeben ist, so können wir in derselben die erste Ursache der Mehrzahl der Gesetze, Gebräuche und Ideen erblicken, die „das Verhalten der Nationen bestimmen". Um die Gesetzgebung und die Sitten eines Volkes begreifen zu können, muß man mit dem Studium seiner sozialen Organisation beginnen.[1] Wo rührt aber die soziale Organisation her? Zur Antwort darauf beruft sich Tocqueville auf die menschliche Natur. Wir wissen schon, daß solche Hinweise nichts erklären. Das wußte oder vermutete wenigstens Tocqueville selbst, der noch in seinen Briefen aus Amerika sich in folgender Weise vernehmen ließ: „Hier blühen Einrichtungen, die in Frankreich unbedingt zu einer Umwälzung geführt hätten. Die Menschen sind hier ganz dieselben wie bei uns, nur leben sie unter anderen Bedingungen."[2]

Aus diesen Worten folgt zweifellos und unvermeidlich, daß die menschliche Natur uns zum Verständnis der amerikanischen Institutionen durchaus keinen Schlüssel bietet.

An anderen Stellen sucht Tocqueville die Entstehung der sozialen Organisation durch die Einwirkung der Gesetze zu erklären. Da aber die Gesetzgebung eines Landes sich, nach seinen eigenen Worten, nach dessen sozialer Organisation richtet, so stoßen wir hier abermals auf einen Widerspruch. Tocqueville selbst empfand diesen Widerspruch mehr oder minder verschwommen und suchte ihm auch abzuhelfen. Aber alle seine Bemühungen sind vergeblich geblieben: seine Analyse erwies sich in diesem Falle als vollständig kraft- und machtlos.

Marx' Geschichtstheorie löst diesen Widerspruch und bringt dadurch Klarheit und Folgerichtigkeit dorthin, wo vorher viele wichtige Einzelheiten, tiefe Ge-

[1] Siehe De la Démocratie en Amérique. Paris 1836, Bd. I, S. 74.

[2] Nouvelle correspondance de Alexis Tocqueville. Paris 1866. Brief an den Vater vom 3. Juni 1830.

danken und treffende Bemerkungen waren, aber darüber hinaus kein Grundprinzip, das alle diese wichtigen Einzelheiten, tiefen Gedanken und treffenden Bemerkungen in ein harmonisches Ganzes vereinigen konnte.

Nach Marx' Theorie erklärt sich die soziale Organisation — die sozialen Beziehungen der Menschen — durch ihre ökonomischen Verhältnisse: „die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft ist in der politischen Ökonomie zu suchen." Woraus entstehen aber diese Verhältnisse? Hätte Marx zu deren Erklärung sich auf die Ansichten, Gefühle oder überhaupt auf die „Natur" der Menschen berufen, so wäre er in den Kreis derselben Widersprüche geraten, in dem sich seine Vorgänger bewegten. Aber Marx erklärt die Entstehung dieser Verhältnisse auf ganz andere Weise.

Um leben zu können, müssen die Menschen produzieren. Um produzieren zu können, müssen sie auf bestimmte Art und Weise ihre Kräfte kombinieren, bestimmte Verhältnisse zueinander eingehen, die Marx als Produktionsverhältnisse bezeichnet. Die Gesamtheit dieser Verhältnisse bildet auch die ökonomische Struktur der Gesellschaft, auf deren Basis alle übrigen (sozialen) Beziehungen der Menschen und unter anderem auch das ganze „bürgerliche Leben", das in den Theorien der französischen Geschichtsschreiber der Restaurationszeit eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, sich erheben.

In einer jeden Epoche hängen die Produktionsverhältnisse nicht vom „Zufall" und nicht von der „Natur" der Menschen, sondern von jenen Naturbedingungen ab, unter welchen der Mensch um sein Dasein kämpfen muß. Von diesen Bedingungen — und vor allem von der Beschaffenheit des geographischen Milieus — hängt der Zustand der Produktivkräfte ab, die den Menschen zur Verfügung stehen. Einem bestimmten Zustand der Produktivkräfte entsprechen bestimmte Produktionsverhältnisse, und bestimmten Produktionsverhältnissen entspricht eine bestimmte soziale Organisation, deren Eigenschaften, indem sie auf die menschliche Psyche wirken, die intellektuelle, sittliche wie überhaupt die ganze sogenannte geistige Entwicklung der Menschen bedingen.

Aber der Produktionsprozeß selbst und die Art der Vereinigung der menschlichen Anstrengungen in diesem Prozesse führen, indem sie die Erfahrung bereichern, zur weiteren Entwicklung der Produktivkräfte, infolge deren zwischen diesen Kräften und den Produktionsverhältnissen ein Gegensatz entsteht, der nach und nach wächst. Früher förderten diese Verhältnisse die weitere Zunahme der Produktivkräfte, jetzt fangen sie an, dieselbe zu hemmen. Es tritt dann eine revolutionäre Epoche der sozialen Entwicklung ein, die früher oder später mit einer Umwälzung der veralteten Produktions- und darum auch der Eigentumsverhältnisse und der ganzen „bürgerlichen Ordnung" schließt.

Der Kampf gegen die veralteten Produktionsverhältnisse zwingt die Menschen zur Kritik nicht nur der alten gesellschaftlichen Ordnung, sondern auch der Ideen, Gefühle, kurz, des geistigen Lebens überhaupt, das auf dem Boden der alten Ordnung entstanden ist. Der revolutionären Bewegung in den gesellschaftlichen Verhältnissen entspricht daher die revolutionäre Bewegung auf dem Gebiete des geistigen Lebens. „Bedarf es tiefer Einsicht" — fragen Marx und Engels im zweiten Kapitel des Manifests — „um zu begreifen, daß mit den Lebensverhältnissen der Menschen, mit ihren gesellschaftlichen Beziehungen, mit ihrem gesellschaftlichen Dasein, auch ihre Vorstellungen, Anschauungen und Begriffe, mit einem Worte auch ihr Bewußtsein sich ändert? Was beweist die

Geschichte der Ideen anders, als daß die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet?“

Das ist die historische Theorie von Marx und Engels. Diese Theorie zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Manifest hindurch und bildet das, was man, ohne einem Irrtum zu verfallen, den Grundgedanken des Manifests nennen darf.

Björnstjerne Björnson.

Von **Franz Diederich.**

Björnstjerne Björnson, der Mann mit dem wuchtigen Namen, dem wuchtigen Nacken und dem wuchtigen Worte, der nun sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, gehört zu der geringen Zahl lebender Dichter fremder Zunge, die schon vor vier Jahrzehnten in Deutschland gelesen wurden. Eine lange Frist! Und doch wäre es vermessen, sagen zu wollen, er sei ein gewichtiger Faktor im deutschen Geistesleben gewesen oder geworden. Die Wahrheit ist die: oft hat er berührt, nie aber ist er als einer, den man fragt, dem man sich anvertraut, tiefer ins Innere eingedrungen. Gewiß, die Werke seiner letzten Schaffenszeit, die mit Erscheinungen modernsten Lebens eine Auseinandersetzung versuchten, erregten gesteigerte Aufmerksamkeit. Aber es ist doch angebracht, bei solcher Erscheinung zu bedenken, daß seit den Tagen, da Ibsens mächtiger Einfluß die deutsche Literatur aus ungesegnetem Schlummer rütteln half, die Augen gläubig auf jeden norwegischen Namen starren, als müsse sich ganz selbstverständlich irgend ein Heil von ihm erwarten lassen. Auf diesen Ruf kann die skandinavische Literatur sicherlich stolz sein. Aber er hat heute doch einen Inhalt, der sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart bezieht. Björnson nun zehrt vielleicht mehr, als man anzunehmen wagt, von jenem Ruhme. Er ist ein kraftvoller Schaffer — ganz ohne Zweifel; er war es sein Leben lang, und ein Kämpfer war und ist er, der den Tag zu packen und in den Tag hinein zu wirken suchte und heute noch sucht. Aber gerade das hat die Klafterweite seiner Dichterschwingen gekürzt: sie breiten sich über das skandinavische Gebiet hin mächtig aus, aber dessen Grenzen bedeuten auch die Grenze ihrer Mächtigkeit. Zeitlich und räumlich ist Björnson national eingefesselt; alles Bemühen, trotz dieser Fesseln in die weitere Menschheit hinüberzuwirken, blieb ohne eindringenden Erfolg. Den Dichter Björnson würdigt man im Ausland immerhin willig seiner Aufmerksamkeit, aber wenn der Dichter als Politiker kommt, so schüttelt man die Köpfe. Die Voraussetzungen der norwegischen Politik hängen mit dem Zentrum der politischen Spannung Europas nicht intensiv genug zusammen, sie führen ihr Dasein fern an der Peripherie, und alle Versuche, das weite Maß dieser Entfernung rhetorisch in ein kurzes Etwas umzudeuten, wirken bloß als rhetorisches Kunststück: man läßt es an sich vorüberziehen, freut sich über Form und Temperament und lächelt über den Inhalt. Aber in Björnsons Worten flackert die Glut des Überzeugtseins, und in Norwegen verkörpern seine Worte Stimme und Urteil der politisch-regen Bevölkerung.

Seit jungen Tagen hat Björnson, der Pfarrerssohn, auf das Schwert der politischen Kämpferschaft geschworen. Die Selbständigkeit Norwegens war das Prinzip, dem er sich widmete. Aber das Dichten seiner Jugend schied sich von

dieser Tätigkeit. Den Atem der Tendenz, der heute und seit dreißig Jahren durch Björnsons Dichtung geht, besaß sie damals noch nicht. Nur eins sprach früh und sofort aus ihr: die mit knappen, straffen Strichen zeichnende Technik. Sie war neu, sie erregte Aufsehen, denn sie fiel gänzlich aus dem Rahmen des herrschenden, in süßlich-klingendem Wortschwall breit sich ergehenden, romantischen Stils heraus. Als ein Eigener, der mit dem ersten Werke fertig schien, trat Björnson in die norwegische Literatur ein. Aber das Schicksal, das die starke europäische Isolirung des kulturell zurückbleibenden Norwegens der literarischen Betätigung bereitete, schien auch auf ihn, den Dichter altnordischer Heldendramen und neunordischer Bauerngeschichten, sich legen zu wollen: nach zehnjähriger Arbeit stand er künstlerisch noch immer auf der Stufe, die er als Beginnender erklommen; er verflachte und schien erschöpft. Bis dann der Beginn der siebziger Jahre ihm zur Weiterentwicklung, zur Neugeburt verhalf. Dieser Zeitpunkt brachte wirthschaftlich wie geistig einen Anstoß zu lebhafterer Bewegung in Norwegen. Das so wesentlich auf die Schiffahrt angewiesene Land zog seinen Vortheil aus der Freihandelsära. Fremde Häfen, namentlich die wichtigen französischen, öffneten sich, von den Zollschranken befreit. Die Erleichterung und Steigerung des überseeischen Handels öffnete Norwegens Pforten auch den freieren Ideen des bürgerlichen Europa. Die neuen philosophischen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen Gedanken drangen ein. Von Kopenhagen aus schlugen die Wellen der von Georg Brandes vermittelten und angefachten Bewegung schnell ins norwegische Bruderland hinauf. Die politischen Ereignisse der Jahre von 1864 bis 1871 begannen in ihrer Weise Lehren zu geben. Björnson war einer von denen, die tief in den Strudel gerieten. Kraftgestärkt tauchte er aus dem Bade empor. Hatte dem in der Enge der religiösen Anschauungen Norwegens hängenden Manne bisher die Seelengrübelei Kierkegaards, die lebensfreudigere Lehre Grundtvigs geholfen, den Blick auf Welt und Menschen zu richten, ohne daß sie ihm aber Tiefe und Weite hätten geben können, so kamen ihm jetzt von jenseits der Grenzen mitten in einer größeren Welt gewordene Helfer, die seinen auf das Wirkliche gerichteten Sinnen besser die Wege zu eröffnen vermochten. Die neuen Einflüsse schmolzen jene Legierung zurecht, die Björnsons Art in den letzten Jahrzehnten gewiesen hat. Björnson wurde zum radikalen Politiker, der vom nationalen Norwegertum zum Skandinavismus und endlich zum Pangermanismus überging. Darin tritt weniger eine politische Wandlung als vielmehr das Ergebnis einer politischen Rechnung zu tage, die aufgestellt wurde, um der erstrebten völligen Selbständigkeit Norwegens größere Anwartschaft und größeren Rückhalt zu erringen. Die Sache mochte nach kleinbürgerlichen Begriffen klug und pfiffig ersonnen sein; die Spekulation auf das Hilfsmittel einer durch die aufgebauschte nationale Phrase umworbenen „öffentlichen Meinung“ diesseit und jenseit des Ozeans lehrt indessen, auf wie tragunfähigem Fundament Björnson baute. Er verleugnete auch als Politiker den Ideologen nicht, der aus der Tendenz seiner Dichtungen überall herausschaut.

Die Gesellschaftskritik, mit der Björnson in den siebziger Jahren einsetzte, arbeitete in heftigen Stößen. Freilich mahnen die Schlußfolgerungen des Dichters, Zeit und Umstände, unter denen er schrieb, in Rechnung zu ziehen. Es darf nie vergessen werden, daß er den in Europa umlaufenden neuen Ideen, die auf ihn Einfluß gewannen, sein Norwegertum niemals opferte. Er nahm sie gewissermaßen nur als bereichernden Zuschuß zum vorhandenen Kapital auf. Das Christentum, das tief im Kleinbauerntum und Kleinbürgertum Norwegens

wurzelte, streifte er niemals ab. Sein Streben war, Dogma und Moral auf humanere Höhen zu heben. Von den Zinnen dieser erstrebten freieren Moral aus beleuchtete er fortan alle Dinge, auf die er das Augenmerk lenken wollte. Die Moral sollte also trotz aller freieren Fassung und Entwicklung für die norwegische, wie gesagt kleinbürgerliche Gesellschaft möglich bleiben. Das bedeutet, daß sie nicht von allen Fesseln frei war. Indessen muß man sich hüten, norwegisches Kleinbürgertum ohne weiteres nach dem deutschen Schema zu beurteilen. Vor diesem Irrtum warnte vor Jahren einmal Friedrich Engels. Er meinte, in Norwegen sei „nicht wie in Deutschland die Rede von gewaltsamem Zurückwerfen in veraltete Zustände durch eine gescheiterte große Bewegung und einen dreißigjährigen Krieg.“ „Das Land ist durch Isolierung und Naturbedingungen zurückgeblieben, aber sein Zustand ist vollständig seinen Produktionsbedingungen angemessen und daher normal.“ Durch die Ausdehnung des Seehandels sei „Bewegung in die alte stockende Existenz gekommen, und diese Bewegung drückt sich auch aus im literarischen Aufschwung. Der norwegische Bauer war nie leibeigen, und das giebt der ganzen Entwicklung ... einen ganz anderen Hintergrund! Der norwegische Kleinbürger ist der Sohn des freien Bauern und ist unter diesen Umständen ein Mann gegenüber dem verkommenen deutschen Spießer. Und was auch die Fehler zum Beispiel der Ibsenschen Dramen sein mögen, sie spiegeln uns eine zwar kleine und mittelbürgerliche, aber von der deutschen himmelweit verschiedene Welt wieder, eine Welt, worin die Leute noch Charakter haben, und Initiative, und selbständig, wenn auch nach auswärtigen Begriffen oft absonderlich handeln.“ Diese Wesenszüge fixieren geradezu das Bild Björnsons selbst. Mag er auf welches Thema immer sich werfen, er packt es mit einer stürmenden Energie, einer unerschrockenen Offenheit an; wir müssen immer aufs neue, Blatt um Blatt, ethischen Einzelforderungen, die er erhebt, zustimmen. Aber dann stehen wir allerdings bei zahlreichen Endergebnissen kopfschüttelnd und ablehnend da. In Norwegen war dieses „Absonderliche“ etwas Natürliches, es entsprach den gesellschaftlichen Zuständen, in die der wortmächtige, immer volkstümlicher werdende Dichter reformierend, als politischer und sittlicher Erzieher eingreifen wollte.

In dieser stürmevollen Periode ging in Björnson der Dichter völlig in dem Politiker auf. Er erklärte einmal, sein Dichten habe sich unmittelbar aus der Beteiligung als Mitstreiter an den geistigen, sozialen und politischen Kämpfen seines Vaterlandes entwickelt. Und noch schärfer gefaßt verkündete er vor etlichen Jahren: jedes Buch, das nicht an der „gemeinsamen Verantwortlichkeit“ teilhabe, sei ein „schlechtes Buch — und wäre seine technische Kunst auch noch so groß.“ Aus diesem Gefühl öffentlicher Verantwortlichkeit heraus sind seine Dichtungen, ist sein ganzer Lebensgang zu verstehen. So geartete Menschen wachsen in Zeiten, Ländern und Klassen, in denen sich kulturell eine Aufwärtsbewegung vollzieht. Von dieser Bewegung werden sie selbst emporgehoben, und der Erfolg steigert ihre Kraft. Björnson ist in der Tat eine ideelle Macht in seinem Vaterlande. Das bedeutet, daß seine Art und sein Tun die Zustände und die Entwicklungsrichtung Norwegens spiegeln. Mag immerhin heute das Spiegelbild weniger getreu sein als früher, mag die Entwicklung der norwegischen Kaufmannschaft manches in den moralischen Anschauungen so verändert haben, daß es begreiflich ist, wenn Björnson grollend in den Kreis der „Faulpelze“, die, wie er sagt, so „gottsjämmerlich über die Trägheit in Norwegen klagen“,

sein „Laboremus" hineinzuwettern sich gedrängt fühlte, — das Bild hat doch gestimmt. Darauf kam es an. Björnson, der predigen, bessern, entwickeln wollte, mußte sich an die Wirklichkeit des Tages binden. Das hat ihn künstlerisch zur Meisterschaft im Zeichnen des realistischen Einzelbildes geführt, aber die Absicht, auf eine Bevölkerung von den simpelsten geistigen Qualitäten erzieherisch, aufklärend zu wirken, hat seiner Feder auch Werke entlockt, die in der Gesamtkomposition und auch in einzelnem nichts mehr mit Kunst zu schaffen haben.

Sehr fein hat Leo Berg Björnsons Art in dem Worte aufgefangen: „Er hat den Sehnsuchtslaut der Zeit vernommen, aber durch eine Strahlenwolke der Idealität vergangener Epochen hindurch." Das Urteil ist gerecht. Es ist gerechter als Ola Hanssons Wort: er klopfe gedroschenes Stroh, sei immer für vorletzte Ideen, nie für bahnbrechende neue eingetreten. Diese Urteile erschöpfen Björnson nicht. War er kein origineller Denker, so prägte er doch Gedanken, die für die Bevölkerung Norwegens neu waren, in eine Münze um, die der einfache Verstand zu handhaben wußte. Gewiß, uns dünkt die Weisheit, die er spendete, oft genug geradezu philiströs-reaktionär. Namentlich in den Fragen der Beziehung der Geschlechter zueinander hat er unglaublich Rückständiges geleistet. Berüchtigt war seine sogenannte „Handschuhmoral", die in dem Drama „Der Handschuh" erhobene Forderung völliger Unbeflecktheit für Weib und Mann, die in die Ehe treten. Ferner sein Wort: die Ehe sei nicht das Ziel aller, namentlich nicht aller Frauen; es gäbe eine große, große Menge, die nicht fürs Heiraten geschaffen sei; „es würde uns auch übel ergehen, wenn's nicht so wäre", und weshalb? Weil wir dann keine Dienstboten, die zeitlebens in den Häusern ihrer Dienstherrschaft zu bleiben Lust haben, und ebenso keine Lehrerinnen haben würden. Solch ein Urteil ist völlig aus kleinbürgerlich-bäuerlichem Gesichtskreise heraus gefällt. Und derselben Sphäre entstammte im „Fallissement" die Ansicht, in Tüchtigkeit, Kampf und Entsagung bestehe das Ideal des neuen Lebens. In seinen letzten Dramen „Laboremus" und „Auf Storhove"[1] gibt Björnson der Meinung Raum, der müsse siegen, der die „zartere Herzenskultur" habe. Das soll einen Protest gegen das Schlagwort vom Recht des Stärkeren bedeuten. Über diese Methode, die Fragen, die nur auf dem Wege realistischer Erkenntnis zu beantworten sind, aus dem Gefühl heraus zu lösen, ist Björnson nie hinausgekommen. Sie spielt auch in seiner Behandlung politischer Fragen die größte Rolle. An seiner Überschätzung der Wichtigkeit des skandinavischen Nordens ist sie schuld, ebensowie an so heiter wirkenden Sprüngen, wenn er zum Beispiel einen kriegerischen Überfall Rußlands durch Skandinavien „ebenso töricht wie unanständig" nennt. Als ihm wegen seiner pangermanistischen Idee der Vorwurf einer „gefährlichen Phantasterei" gemacht wurde, wies er darauf hin: „daß die großen Geister der Völker auch die am meisten entwickelte Gefühlsfähigkeit der Menschheit besäßen und daß viele von ihnen seine Meinung teilten"; der Hinweis auf die „Gefühlsfähigkeit" ist überaus bezeichnend. In dieser gefühlsmoralistischen Sprache nennt er auch die Politik die „höchste Form der Nächstenliebe". Ganz und gar beseelt dieser Gefühlsgeist aber das Drama „Der König", dieses Sammelbuch einer antiquierten republikanischen Phraseologie, dessen Beweisführung für die realpolitische Gegenwart völlig ungenießbar sein sollte, das in bürgerlichen Kreisen aber — wie

[1] Sämtliche Dramen Björnsons sind bei Albert Langen in München erschienen. Ebenso eine Anzahl seiner Prosaschriften.

der Absatz des Buches beweist — auch in Deutschland eine Menge Leute zu finden scheint, die es ernst nehmen. Björnson schrieb dieses Drama vor einem Vierteljahrhundert, um die Jugend an die seiner Meinung nach brennendsten Fragen heranzutreiben, und er wurde wegen der Dichtung auf das heftigste befehdet und bedroht, sogar mit dem Zuchthaus, was den sachlichen Wert des Werkes ganz gewiß nicht in alle Ewigkeit begründet.

Dies bestimmend gefühlsmäßige Urteilen hat Björnson freilich oft genug den Nagel mitten auf den Kopf treffen lassen, aber seine Urteile, wo sie uns des Beifalls wert erscheinen, haben kaum jemals eine Frage tiefer durchleuchtet. Gegen die neudeutsche Reaktion der neunziger Jahre hat er seiner Zeit entschieden Widerspruch erhoben, aber nichts deutet darauf hin, daß ihm ein Licht über das Wesen dieser Reaktion aufgegangen wäre. Das Drama „Über unsere Kraft" lehrt, wie wenig die Arbeiterbewegung von ihm begriffen wurde. Er sieht die Tatsachen, er weiß dramatisch geformte Bilder sozialen Elends und sozialer Bewegung in packender Lebendigkeit aufzurollen, aber ihre Seele findet er nicht. Er gehört zu denen, die die bloße Hinneigung zum Betrachten sozialer Dinge, das soziale Mitleid, den sozialen Groll bereits für Sozialismus erachten. Das ist ebenso bürgerlich, wie die Entwicklung des Sozialisten Sang zum Anarchisten, ferner wie der Einfall, den Demokraten Bratt aus ratloser Verzweiflung ob der sozialistischen Theorie verrückt werden zu lassen, und wie das Zukunftsbild, das Björnson zum Schlusse entwirft und das die Heilung der Welt durch Unterhaltungsvereine und Erfindungen — ganz ähnlich wie in Zolas Utopie — in sonnig-verklärte Aussicht stellt. Die Methode geschichtlichen Denkens, ohne die den großen Vorgängen der Gegenwart nicht auf den Grund zu blicken ist, ist Björnson völlig fremd geblieben. Das ist ein Stück charakteristischen Geschicks der Klasse, der er entstammt und als politischer Führer dient.

Björnsons Ideen gleichen den Gestalten seiner Dichtungen. Beide sind geformt als Typen. Die Ideen erscheinen in Schlagwortform, einfach, knapp, bestimmt. So gibt er uns auch die Gestalten, die eigentlich nie kompliziert sind. Schlagworte wollen eine kurze Wahrheit feststellen, die ein großes Gebiet beherrscht. Björnsons Gestalten sind individuell-objektiv gezeichnet und greifen doch ins allgemeine, eine ganze Schicht von Menschen verkörpernd. So gewinnt er in den Gestalten selbst größere Wucht für den Klang der Ideen, deren Träger sie sind. Er selber aber fühlt sich wie sie; sein Wesen ist in ihnen gespiegelt. In ihm ist der Drang, Autorität zu sein, die für die Volksmasse denkt und handelt, aufs höchste ausgebildet, und er selber glaubt an die siegende Macht der Autorität. Aus diesem Gefühl und Glauben heraus entstand die Tendenz seines Schaffens. Er soll einmal von Gerhart Hauptmann gesagt haben: dieser sei wohl ein Dichter, aber sein Himmel hänge zu niedrig. Das Urteil ist zu begreifen, denn Björnson läßt den Wert einer Dichtung erst dort beginnen, wo Hauptmann aus künstlerischen Gründen eine Grenze zieht. Björnson will empor zu großen, vorbildlich, moralpropagandistisch wirkenden Gestalten, er will zu beherrschenden Gestalten, die im Kampfe mit einer moralisch geringeren Welt liegen und das Recht des moralisch Stärkeren zur Geltung, zum Siege führen. Björnson ahnt nicht, welch ein vergänglich-unzulänglich Ding Moral ist. Viele seiner Dichtungen wird seine Moral schneller ins Grab reißen, als das Prächtige, das sie bergen, es verdient.

Sozialismus und Anarchismus in Spanien.

Von **Heinrich Cunow.**

Politische Parteiführer pflegen ihre Memoiren erst dann zu veröffentlichen, wenn sie ihr Werk für getan erachten und sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Ihre Denkwürdigkeiten sind das Finale, mit dem sie von der politischen Bühne abtreten; und nur zu oft klingt durch ihre Schilderungen mehr als die Erinnerung an frühere Kämpfe und Erfolge, die verhaltene, wehmütige Klage über so manche jugendliche Hoffnungsträume, denen die Ausreife versagt blieb. Anders verhält es sich mit den Memoiren einer Partei und vor allem einer Partei, die, wie die sozialdemokratische, mit einer Welt von Widerständen zu ringen hat. Ihre Geschichte wird nicht geschrieben, wenn sie vom Kampfplatz abtritt, ist nicht der Ausdruck einer halbeingestandenen Resignation. Eine politische Partei läßt dann ihre Geschichte schreiben, wenn sie sich aus dem Stürmen und Drängen der Jugendzeit herausgelangt fühlt, wenn der beschwerliche Weg sich lichtet und sie von der erstiegenen Höhe nicht nur das Kampfziel klarer zu erkennen, sondern auch mit einer gewissen Befriedigung auf die erklommene Wegstrecke zurückzublicken vermag.

Demnach ist denn auch der Zweck ein ganz verschiedener. Eine sozialistische Parteigeschichte ist keine einfache Abfindung mit dem Vergangenen; sie hat die Aufgabe, den jungen Nachwuchs mit den Anfängen der Partei, ihren früheren Kämpfen und Strömungen, ohne die das Jetzt nur halb zu begreifen ist, bekannt zu machen und zugleich agitatorisch zu wirken, indem sie zeigt, wie trotz aller Hindernisse Arbeit und Selbstvertrauen die sozialistische Bewegung vorwärts gebracht haben.

Und noch eine andere Aufgabe vermag eine gute Geschichte der sozialistischen Kämpfe zu erfüllen. Indem sie den Blick auf die Parteijugendzeit zurücklenkt mit ihrem tatkräftigen, wenn auch oft naiven Idealismus, ihrem selbstbewußten Heranwagen an die Diskussion aller möglichen sozialen Probleme, vermag sie jenem völligen Aufgehen in den jeweiligen Tagesfragen entgegenzuwirken, jenem Sichverlieren in der Nichts-als-Praxis, das nicht nur in Deutschland, auch anderswo sich als Folge des stetigen Arbeitens für den politischen Tagesbedarf theilweise eingestellt hat. Wird das Heute nur als eine der vielen Etappen aufgefaßt, die auf der Wegstrecke zum Ziel liegen, als eine Zwischenstufe, die morgen von einer anderen abgelöst sein wird, so ergibt sich von selbst, daß die selbstgefällige Beschränkung auf das Jetzt ein schwerer politischer Fehler ist, mag sie sich auch als guter hausbackener Durchschnittsverstand geben.

Diese Aufgabe stellt sich auch Francisco Moras „Geschichte des spanischen proletarischen Sozialismus".[1] Wie Mora selbst in der Vorrede sagt, wendet er sich besonders an die „neue Generation", die in das Gefecht einrückt, einesteils um ihr die Kenntnis der früheren Kämpfe nach innen und außen zu vermitteln und den Entstellungen entgegenzutreten, die B. Malon, Emil de Lave-

[1] „Historia del Socialismo Obrero Español, desde sus primeras manifestaciones hasta nuestros días" (Geschichte des spanischen Arbeitersozialismus von seinen ersten Aeußerungen bis auf die Jetztzeit), von Francisco Mora. Madrid 1902, J. Calleja, Calle de Pizarro 16 (auch durch die Administration von „El Socialista", Madrid, Espíritu Santo 18, 2° Izquierda, zu beziehen). 271 S. 8°. Preis 2 Pesetas (1,60 Mark).

leye und Magalhaes Lima (ein portugiesischer Geschichtsschreiber) über die spanisch-sozialistische Bewegung verbreitet haben, anderenteils um durch die Schilderung des bisherigen Entwicklungsganges der Partei in den „Jungen" die Zuversicht zu stärken, daß es trotz aller Widerwärtigkeiten vorwärts geht zum Ziele: der Befreiung des Proletariats.

An Franz Mehrings „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" darf allerdings Moras Schrift nicht gemessen werden. Mehrings Ziel war, eine strengen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Entwicklungsgeschichte der sozialistischen Bewegung in Deutschland zu liefern. Demgemäß beginnt er damit, zunächst die Wurzeln dieser Bewegung aufzuzeigen und sucht dann in historisch-entwickelnder Darstellung nachzuweisen, wie sie sich in ihren Beziehungen zum wirtschaftlichen und geistigen Leben Deutschlands unter dem Einfluß der politischen Verhältnisse entfaltet hat. Eine solche schwierige Aufgabe hat sich Mora nicht gestellt, und er vermöchte sie auch nicht zu bewältigen. Er will nur einen Abriß der eigentlichen Geschichte der Partei, ihrer hauptsächlichsten inneren Strömungen und ihrer Kämpfe nach außen liefern. Von der kulturellen Entwicklung Spaniens im letzten halben Jahrhundert erfahren wir kein Wort, und selbst auf die wichtigsten politischen Vorgänge wird nur ganz knapp soweit Bezug genommen, als es für spanische Leser, die mit der politischen Geschichte ihres Landes während der letzten Jahrzehnte vertraut sind, zum Verständnis der Darlegungen durchaus notwendig ist. Ebensowenig enthält das Buch irgendwelche Ausführungen über die Bestrebungen oder Programme der verschiedenen bürgerlichen Parteien Spaniens und ihr Verhältnis zur Arbeiterbewegung. Die Kenntnis aller dieser Dinge wird einfach vorausgesetzt.

Wissenschaftliche Ansprüche erhebt Mora nicht; er schildert die sozialistische Bewegung, wie er sie sich während seiner mehr als fünfzigjährigen politischen Tätigkeit und als einstiger Leiter der Internationalen Arbeiterassoziation in Spanien hat entwickeln sehen. Dennoch wäre es völlig verkehrt, anzunehmen, Mora böte nichts als Erinnerungen. Während der Zeit seines früheren Wirkens hat er manches Material gesammelt: Protokolle, Zeitungsartikel, Flugblätter, Broschüren, Aufrufe 2c., die ihm für seinen Aufbau das Fundament und Gerüst liefern.

Sozialismus und Bakunismus.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts steht das geistige Leben Spaniens unter starkem Einfluß der französischen Literatur und Wissenschaft, und auch der spanische Sozialismus tritt zu Anfang lediglich als Ableger des französischen Utopismus auf. Es waren Schüler Fouriers, die zuerst in dem Lande südlich der Pyrenäen sozialistische Lehren verkündeten, unter ihnen vornehmlich der republikanische Cortesabgeordnete Joaquin Abreu, der, nachdem er aus politischen Gründen nach Frankreich hatte flüchten müssen und dort mit Fourier bekannt geworden war, 1834, nach seiner Rückkehr aus dem Exil, in Madrid mit Eifer an die Propaganda der „teorias fallansterianas" ging. Er sammelte, durch andere zurückgekehrte Flüchtlinge unterstützt, bald eine Gemeinde um sich. Auch in Katalonien, besonders in Barcelona, finden wir von 1840 an sozialistische Agitatoren an der Arbeit; doch erlangten hier alsbald die Anhänger Cabets die Oberhand. Sie gründeten 1847 das Blättchen „La Fraternidad" (Die Brüderschaft), das später, nachdem es etwas erweitert worden war, den Titel „El Padre de Familia" (Der Familienvater) erhielt.

Die revolutionäre Bewegung, die in Frankreich 1848 zum Durchbruch kam, gab auch dem spanischen Sozialismus neuen Anstoß. Unter den eigentlichen Arbeitern gewannen allerdings die sozialistischen Lehren nur wenige Anhänger; meist waren es junge Gelehrte, Kunsthandwerker, Studenten, die sich den kleinen Vereinen anschlossen. Einer der talentvollsten Vertreter dieses bürgerlichen Sozialismus war damals der später als Führer des Föderativrepublikanismus weit über Spaniens Grenzen hinaus bekannt gewordene Advokat Francisco Pi y Margall, zu jener Zeit Herausgeber der „Discusión", deren Programm sich in die Worte „Assoziation und Staatskredit" (zur Begründung von Produktions- und Konsumgenossenschaften) zusammenfassen läßt.

Auch auf gewerkschaftlichem Gebiet setzt in den vierziger Jahren eine eifrige Agitation ein. Nachdem 1840 von einem Arbeiter in Barcelona die erste Webergewerkschaft gegründet worden war, nahm in Katalonien die Gewerkschafts- und Fachvereinsbewegung bald einen bedeutenden Aufschwung und griff von dort auch auf die Provinzen Valencia und Asturien über. Bis in die Mitte der fünfziger Jahre nimmt die Ausbreitung der Vereine zu; dann sinkt unter der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse und unter dem Drucke des zu Anfang der sechziger Jahre einsetzenden Regiments die Gewerkschaftsbewegung wieder zu völliger Bedeutungslosigkeit herab.

Die im September 1868 ausbrechende Revolution räumte endlich mit der Günstlingswirtschaft der königlichen Kokotte, der vielliebenden Isabella, auf. Ein freier Luftzug strich über das spanische Land. Das Feld für die sozialistische Agitation wurde frei. Schon vorher hatte die Genfer Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation Propagandaversuche gemacht, die aber in der damaligen reaktionären Stickluft ohne allen Erfolg blieben; nun schickte sie den italienischen Revolutionär Fanelli Ribera nach Madrid, dem es gelang, bald eine kleine Gruppe intelligenter Arbeiter zu sammeln. Am 24. Januar 1869 erfolgte im „Café de la Luna" die „vorläufige" Gründung der ersten spanischen Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation. Einstimmig wurden deren Programmartikel angenommen und dann sofort drei Kommissionen erwählt: eine Kommission für lokale Angelegenheiten, eine Agitationskommission und eine Zeitungsgründungskommission, die versuchen sollte, baldigst die Mittel für die Herausgabe einer kleinen Wochen- oder Halbmonatsschrift zu beschaffen. Leiter der Gruppe waren Angel Cenegorta, Enrique Borrel und Francisco Mora, der zum Schriftführer ernannt wurde. Auch in Barcelona gelang es Fanelli Ribera, einen ähnlichen Verein zu gründen, der jedoch bald unter den Einfluß des Arztes Gaspar Sentinon, eines Anhängers Bakunins, geriet und später zum Mittelpunkt der bakunistisch-anarchistischen Propaganda in Spanien wurde.

Anfangs kam die Internationale nur langsam auf spanischem Boden vorwärts, zum Teile deshalb, weil von vornherein allerlei Unterströmungen sich geltend machten. Die eine Richtung sah im Anschluß an die frühere Agitation der „Discusión" die nächste und wichtigste Aufgabe in der Gründung von Konsum- und Produktionsgenossenschaften, eine andere Richtung forderte Anteilnahme an der bürgerlich-revolutionären Bewegung, eine dritte wollte vorläufige Beschränkung auf die ökonomische bezw. gewerkschaftliche Propaganda. Trotz der inneren Meinungsverschiedenheiten gewann die Madrider Sektion nach und nach an Mitgliedern, und das am 24. Dezember 1869 von ihr herausgegebene „Kritische Manifest" hatte einen geradezu glänzenden Erfolg, zu

dem allerdings die damalige politische Situation, die in den unteren Volkskreisen eine tiefe Erbitterung gegen die Primsche Regierung hervorrief, wesentlich beitrug. In Madrid konstituierten sich in kurzer Zeit 23 Fachsektionen der Internationalen Arbeiterassoziation mit beinahe 2000 Mitgliedern; und auch in den größeren Provinzstädten schlossen sich verschiedene Arbeitervereine der neuen Bewegung an, besonders in Palma de Mallorca, Barcelona, Cadiz, Valencia. Die Zentralsektion in Madrid sah sich dadurch endlich in den Stand gesetzt, vom Januar 1870 ab in Madrid ein kleines Blättchen, „La Solidaridad" (Die Solidarität), herauszugeben, und zugleich gewann die Internationale die Unterstützung zweier Blätter in Palma und Barcelona, die bisher dortigen Gewerkvereinen gehört hatten.

Am 18. Juni 1870 hielten die Sektionen in Barcelona ihren ersten Kongreß ab, der von 90 Delegierten besucht war, die 150 Vereine in 36 Ortschaften vertraten. Zur Beratung standen meist Konstitutionsfragen: vornehmlich die Wahl eines „Consejo Federal" (Bundesrats) zur Leitung der neugebildeten „Spanischen Regionalföderation" der Internationalen Arbeiterassoziation, ferner die Reglementierung des Verhältnisses der einzelnen Sektionen und der Sektionsverbände (Provinzialverbände) zueinander.

Einmal im Flusse, nahm die Bewegung recht ansehnliche Dimensionen an, genährt durch die heftigen politischen Kämpfe des bürgerlichen Radikalismus gegen die Mißwirtschaft der Regierung. Aber wie immer hatte das rasche Zuströmen neuer Anhänger seine Schattenseiten. Es waren recht verschiedenartige Elemente, die sich in den neuen Vereinen in südländischer Begeisterung für die „Emanzipation des Proletariats" zusammenfanden. Bürgerliche Revolutionäre, bisherige Anhänger der radikal-republikanischen Föderalisten, Arbeiter, die nur Fachinteressen verfolgten und teilweise noch am zünftlerischen Formelkram hingen, Verehrer der französischen Utopisten u. s. w. Und verschieden, wie diese Elemente, waren auch die Anschauungen und Pläne, die in den einzelnen Sektionen dominierten. Die Disziplinierung dieser Masse aber war fast unmöglich, fehlte es doch damals, von gelegentlichen Zeitungsartikeln abgesehen, gänzlich an einer theoretischen sozialistischen Literatur. Selbst das Kommunistische Manifest war noch unbekannt in Spanien. Hinzu kam, daß gegen Ende des Jahres 1870, angeregt durch die im Wirtschaftsleben durchbrechende Besserung, in der spanischen Arbeiterschaft eine Art Streikmanie um sich griff, die wie ein Flugfeuer sich von Ort zu Ort verbreitete. Überall wurde gestreikt ohne Vorbereitung, ohne Geldmittel; und da mit Begeisterung allein sich Streiks nicht durchfechten lassen, endeten die meisten der Ausstände mit einer Niederlage der Arbeiter. Das Endresultat war nicht nur eine Schwächung vieler der neugegründeten Vereine, ein Versagen des Beitragszuflusses nach Madrid, das der dortigen Leitung der Regionalföderation die Durchführung ihrer Aufgabe unmöglich machte, sondern auch der Ausbruch einer wilden Wut auf seiten der Bourgeoisie gegen die Internationale, die in der bürgerlichen Presse fälschlich als Anstifterin der Streiks denunziert wurde. Und diese blinde Wut steigerte sich noch, als von den spanischen Sektionen der Internationalen Arbeiterassoziation die Einsetzung der Kommune in Paris freudig begrüßt wurde und sie in den größeren Städten Sympathiekundgebungen veranstalteten. Am 3. Juni 1871 erschien der „liberale" Minister Sagasta, gereizt wie ein angestochener andalusischer Stier, im Parlament, verlas einige Artikel des Barcelonaer Arbeiterblatts „La Federación" und verlangte die Zu-

stimmung der gefügigen Cortes zur Unterdrückung der „umstürzlerischen und unmoralischen Bestrebungen", die, wie er sagte, sich neuerdings in Spanien breit machten.

Eine Zeit rücksichtsloser Verfolgungen begann. Die Parteileitung wurde nach Lissabon verlegt und Morago, Lorenzo und Mora mit der Führung der Geschäfte beauftragt. Doch dauerte die Expatriierung nicht lange; schon am 6. August mußte das Kabinett Serrano-Sagasta dem Ministerium Zorrilla weichen. Die Verfolgungen hörten auf; die Gefängnisse öffneten sich für die politischen Inhaftierten. Auch die Leitung der Regionalföderation kehrte nach Madrid zurück.

Am 9. September 1871 fand in Valencia der schnell einberufene zweite Kongreß der spanischen Föderation der Internationalen Arbeiterassoziation statt. Er zeigte, wie die voraufgegangene Reaktionsperiode unter den Vereinen aufgeräumt hatte. Vorhanden waren nur noch 3 Provinzialverbände und 12 Lokalverbände mit 45 Fachsektionen und etwa 3000 Mitgliedern. Indes wurde konstatiert, daß in 35 Ortschaften ein Wiederaufbau der Vereine in Angriff genommen sei. Die Verhandlungen betrafen zumeist die Neukonstituierung. Erwähnt sei noch, daß damals zuerst Pablo Iglesias in den „Consejo Federal" gewählt wurde und Francisco Mord wieder das Amt des Generalsekretärs übernahm.

Der Kabinettswechsel gehörte in jenen Jahren zu den ständigen Erscheinungen des politischen Lebens Spaniens. Bereits nach wenigen Wochen folgte auf das Kabinett Zorrilla das Regiment Malcompos und auf dieses wieder ein Ministerium des strebsamen Sagasta, der, sobald er sich wieder im Sattel fühlte, auch sofort die Verfolgung der Internationalen Arbeiterassoziation wieder aufnahm und am 17. Januar die Provinzialgouverneure zur Unterdrückung der Sektionen aufforderte. Doch die Arbeiter hatten in der voraufgegangenen Verfolgung manches gelernt. Sie setzten im stillen ihre Tätigkeit fort. Wurde hier und dort ein Verein aufgelöst, errichteten sie ihn im geheimen wieder oder verlegten den Sitz vorläufig nach einem anderen Orte. Begünstigt wurde dieser Widerstand dadurch, daß manche der Gouverneure und Lokalbehörden selbst im politischen Gegensatz zum Sagastaschen Kabinett standen und sich die Durchführung der von diesem angeordneten Maßnahmen nur soweit angelegen sein ließen, als erforderlich war, um nicht nach oben allzusehr anzustoßen; rechnete man doch mit Bestimmtheit darauf, daß auch Sagasta bald wieder den Ministersessel werde verlassen müssen. Selbst die Abhaltung eines Kongresses in Saragossa gelang den Sektionen. Offiziell wurde der Kongreß zum 7. April einberufen, im geheimen begann man aber schon am 4. April mit den Beratungen, und als der festgesetzte öffentliche Beratungstag herannahte, war schon alles erledigt.

Da in der auf den dritten Kongreß folgenden Zeit mit ihrem mehrfachen Regierungswechsel die Internationale im ganzen unbehelligt blieb, machte die Organisation erfreuliche Fortschritte und man begann, angeregt durch die Artikel des Madrider Zentralorgans „La Emancipación", in den Sektionen sozialökonomische Fragen zu erörtern sowie sozialistische Artikel und Broschüren aus dem Französischen zu übersetzen — kurz man fing endlich an, was man bisher in den Wirren verabsäumt hatte: sich zu fragen, wohin man wolle und welche Wege zum Ziele führten. Von Frankreich kam Lafargue herüber, um das Band zwischen dem „Consejo Federal" in Madrid und dem Generalrat der

Internationalen Arbeiterassoziation fester zu knüpfen. Alles schien darauf hinzudeuten, daß die Internationale in Spanien die Organisationen aller anderen Länder bald weit überholen werde; die Zahl der von den Sektionen herausgegebenen Blätter stieg bis auf fünfzehn (meist allerdings kleine Wochenblättchen) und die Gesamtzahl der den verschiedenen Verbänden angehörenden Mitglieder soll, wie Mora mitteilt, beinahe 60000 erreicht haben.

Mit der Erörterung sozialökonomischer Fragen stellten sich aber auch sofort die Gegensätze zwischen den verschiedenen in der Bewegung vereinigten Elementen wieder ein. Solange man sich innerhalb einer allgemeinen sozialistischen, unbestimmten Phraseologie hielt, hatte man trotz gelegentlichen Aufeinanderplatzens der Geister bei den Kongreßberatungen kaum verspürt, wie weit die Ansichten auseinandergingen. Nun, durch die Diskussion über das Was und Wie kam wenigstens den Intelligenteren zum Bewußtsein, daß von einer einheitlichen Richtung keine Rede sein könne. Bisher hatten die Anhänger Bakunins in der Internationalen Arbeiterassoziation mit den „Internationalen" ziemlich friedlich zusammengewirkt. Die von Barcelona aus betriebene Gründung von Zweigvereinen der bakunistischen „Sozialdemokratischen Allianz" in Palma, Malaga, Cadiz, Cordoba, Sevilla, Morago und schließlich auch in Madrid war von den Mitgliedern der Internationalen nicht nur gutgeheißen, vielfach sogar gefördert worden. Man betrachtete die „Sozialdemokratische Allianz" gewissermaßen als „Nebenverein" der Internationalen Arbeiterassoziation, der diese in gewissem Sinne ergänze. Viele hervorragende Mitglieder des einen Verbandes gehörten auch dem anderen an.

Der erste ernstliche Streit zwischen beiden Richtungen entspann sich über die Haltung der Madrider „Emancipación". Gelegentlich der Abhaltung eines Kongresses der republikanischen Föderalisten (des kleinbürgerlich-radikalen Flügels der Republikaner) erklärte das Blatt, daß die Aufstellung radikal-politischer Forderungen dem Arbeiter allein nichts nütze, da, selbst wenn diese Forderungen verwirklicht würden, damit doch erst nur eine Vorstufe auf dem Wege zur Befreiung des Proletariats erreicht sei; es gelte das heutige Lohnsystem abzuschaffen. Die Antwort auf diese Ausführungen bestand in einem wütenden Angriff der radikal-republikanischen Presse auf die Internationale, gegen den sich zunächst der „Condenado" (Der Verurteilte), das Madrider Organ der Sozialdemokratischen Allianz, gleichgültig verhielt, dann aber umschlug und für den politischen Radikalismus Partei ergriff. Natürlich schwieg auf diesen Angriff im Rücken die „Emancipación" nicht; sie wandte sich scharf gegen den „Condenado" — es entstand eine heftige Preßfehde, in deren Verlauf die Anhänger des letztgenannten Blattes es durchzusetzen wußten, daß die Redakteure der „Emancipación" aus dem Madrider Lokalverband der Internationalen Arbeiterassoziation ausgeschlossen wurden. Nun ergriff die Leitung der Internationalen in Spanien, der „Consejo Federal", für die ausgeschlossenen Redakteure Partei und stellte auf dem bald darauf stattfindenden Kongreß in Saragossa den Antrag auf Auflösung der spanischen Zweigvereine der Sozialdemokratischen Allianz — ohne jedoch mit diesem Antrag mehr zu erreichen als einen wütenden Ausfall der Bakunisten.

Damit war der Kampf entfesselt, in dessen Verlauf es den Bakunisten gelang, den weitaus größten Teil der Sektionen und Verbände auf ihre Seite zu bringen — ganz erklärlich, da, wie schon gesagt, eigentlich sozialistische bezw. kommunistische Theorien nur wenig in die Masse gedrungen waren und

die der Internationalen Arbeiterassoziation aus dem Kleinbürgertum und dem Intelligenzproletariat zugeströmten Anhänger sich von dem politischen Revolutionarismus der Allianz weit mehr angezogen fühlten als von den sozialistisch-ökonomischen Ideen der „Emancipación“. Auf dem internationalen Kongreß zu Haag 1872 gehörte denn von den fünf spanischen Delegierten auch nur einer der „alten“ Richtung an, vier waren Mitglieder der Allianz, die zwar, um nicht mit Bakunin ausgeschlossen zu werden, zuerst ihre Zugehörigkeit zur Allianz leugneten, sich dann aber den zehn Delegierten anschlossen, die gegen die Ausstoßung protestierten und in Saint Imier (Bern) einen Gegenkongreß abhielten.

Dieser Ausgang des Haager Kongresses verschärfte nur noch den Kampf zwischen den beiden Richtungen. Beide beschuldigten sich gegenseitig des Verrats an den alten Grundsätzen, beide hielten getrennte Kongresse ab und schleuderten gegeneinander wütende Manifeste. Eine erbitterte Fehde begann, gegen die der bekannte Kampf zwischen den Lassalleanern und Eisenachern in Deutschland sich fast wie ein Kinderspiel ausnimmt. Der Gegensatz spitzte sich dermaßen zu, daß die Bakunisten, die sich mit Vorliebe „Antiautoritarios“ (Antiautoritäre) und „Antipoliticos“ (Antipolitische) nannten, sogar bei den Wahlen zu den „konstituierenden Cortes“ im Jahre 1873, entgegen ihrem „Prinzip der politischen Abstinenz“, sich auf die Seite der intransigenten Republikaner schlugen und diesen vielfach Schlepperdienste gegen die Anhänger der Internationalen Arbeiterassoziation leisteten.

Doch die im Februar 1873 an das Staatsruder gelangten radikalen Republikaner vermochten sich, da ihnen der Rückhalt in der breiten Masse des Volkes fehlte, nicht zu halten. Am 19. Juli schon folgte auf Pi y Margall der gemäßigtere Republikaner Salmeron als Präsident der Exekutive, bald darauf der Schönschwätzer Castelar und auf diesen wieder am 3. Januar 1874 durch einen Staatsstreich der Militärpartei der Marschall Serrano. Und je reaktionärer die Regierung wurde, desto schärfer wurden die Maßnahmen gegen die Arbeitervereine, die sich meist in den aufständischen Städten an der radikal-republikanischen Schilderhebung beteiligt hatten; kaum hatte der Erwählte der Generalspartei, Serrano, die Gewalt über die Republik wieder erlangt, als er auch schon (am 10. Januar 1874) durch ein Dekret die Auflösung aller revolutionären Vereinigungen anordnete. Geschwächt durch den Kampf mit den Bakunisten, ohne Rückhalt nach außen, da inzwischen die Internationale zu einem bloßen Gespenst geworden war, vermochten ihre Anhänger in Spanien dem erneuten reaktionären Ansturm nicht mehr zu widerstehen. Die Bewegung fiel völlig in sich zusammen.

In den folgenden Jahren der ständigen Unruhen und der Karlistenkriege war kaum etwas von einer Arbeiterbewegung in Spanien zu spüren, wenn auch einzelne verstreute kleine sozialistische Konventikel im stillen weiter vegetierten. Erst Ende 1878 beginnen wieder die Agitationsversuche. Am 2. Mai 1879 konstituierte sich in Madrid die erste Gruppe der „Partido Socialista Obrero Espanol“ (Spanisch-sozialistische Arbeiterpartei); aber nur langsam ging es vorwärts, noch dauerte es sechs Jahre, bis sich nach vieler Anstrengung die Parteileitung in den Stand gesetzt sah, in Madrid ein kleines Wochenblatt, den „Socialista“, erscheinen zu lassen.

Den weiteren Entwicklungsgang unserer spanischen Bruderpartei zu schildern, halte ich für überflüssig, da darüber eine Reihe in der „Neuen Zeit“ er-

schienener Aufsätze (vergl. vornehmlich: Iglestas, Die sozialistische Arbeiterpartei in Spanien, X, 2, S. 372; Morato, Aus Spanien, XVI, 2, S. 609; Cunow, Der fünfte Kongreß der spanischen Arbeiterpartei, XVIII, 1, S. 146; Quejido, Der Sozialismus in Spanien, XIX, 2, S. 306; derselbe, Die Arbeiterfrage in Spanien, XX, 2, S. 11) zur Genüge Auskunft gibt. Dagegen möchte ich etwas bei der anarchistischen Bewegung Spaniens verweilen, die, obgleich sie im politischen Leben der Pyrenäenhalbinsel eine bedeutende Rolle spielt, doch in Deutschland nahezu unbekannt ist. Auch Mora räumt der Geschichte des spanischen Anarchismus über fünfzig Seiten seines Buches ein, behandelt aber, da er für spanische Parteigenossen schreibt und bei diesen die Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse voraussetzt, hauptsächlich die früheren Vorgänge, die den Ausländer natürlich weniger interessieren, als der jetzige Stand der Bewegung. Ich werde mir deshalb einige Ergänzungen gestatten. (Schluß folgt.)

J. J. Rousseau und Henriette.

Im Laufe der letzten Jahre erschienen in Frankreich und in der romanischen Schweiz verschiedene Schriften, die über das Leben des großen „Bürgers von Genf" und seine Beziehungen zu einzelnen Persönlichkeiten genauen Aufschluß gaben; es sei unter anderem auf Professor Ritters Nachforschungen über die Familie Rousseaus, sowie auch eine Studie des geistvollen schweizerischen Irrenarztes Dr. Chatelain verwiesen. Diesen Publikationen reiht sich eine neue an: Briefe einer jungen Schwärmerin: „Jean Jacques Rousseau et Henriette, jeune Parisienne inconnue; manuscrit inconnu inédit du dixhuitième siècle, publié par Hyppolite Buffenoir, 1 vol. (Henri Leclerc, éditeur, Paris). Buffenoir hat erst kürzlich das interessante Manuskript entdeckt und das „Journal de Genève" veröffentlicht eben die Vorrede dazu.

Durch seine „Neue Heloise" und seinen „Emile" hatte Rousseau eine wundersame, die ganze zivilisierte Welt durchzitternde Erregung angefacht; da klang ein neues Evangelium, dem die freien Geister voll Entzücken lauschten; die Worte, die Schiller als Jüngling schrieb, sind bekannt:

> Sokrates ging unter durch Sophisten,
> Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
> Rousseau, der aus Christen Menschen macht.

Dieses neue Evangelium wollte nun freilich die Kirche nicht und ihre getreue Schwester, die Polizei, war auch dagegen. Der Henker verbrannte somit in Paris den „Emile" und sein Verfasser mußte, eklige Plackerei zu vermeiden, den französischen Staub von den Schuhen schütteln; das war im Sommer 1762. Er suchte Rast in den Neuenburger Bergen und fand sie auch — bis die Leute des Dorfes, in dem er sich niedergelassen, der Diener Gottes voran, ihn vertrieben.

Ob es in der Gemeinde Motier-Travers damals ein Postbureau gab? Schwerlich. Doch an Zuschriften und Fragen trafen die schwere Menge ein. Alles wandte sich an den Propheten und seine Erziehungslehren wurden mit schwärmerischem, vielorts auch mit groteskem Eifer befolgt. Besonders den weiblichen Seelen hatte er es angetan, frische Mädchen und welke Matronen

bestürmten ihn mit Episteln. Auch eine Pariserin, Henriette, deren Familienname nicht mehr zu ermitteln ist, setzte sich mit dem Philosophen in Verbindung und die Blätter, auf denen sie ihr Leid, ihre Träume und Gedanken auseinandersetzte, sind, nachdem sie fast vierzehn Dezennien unterm Staube geruht, endlich veröffentlicht worden; sie verdienten es zweifellos. Einer begüterten Familie entsprossen, verlor das intelligente, gut erzogene und ideal veranlagte Mädchen früh die Seinen, zum größten Teile auch das Vermögen. Was nun beginnen? Kein Freier stellte sich mehr ein und die stolze Seele beschließt, bei ernsten philosophischen Studien Trost zu suchen. Sie liest die „Neue Heloise" und ist davon bezaubert. Doch bald ist sie auch bestürzt, denn der Zauberer äußert sich in „Emile" barsch und schnöde über ihr Ziel:

„Hundertmal angenehmer wäre mir ein einfach und grob erzogenes Mädchen als ein gelehrtes und schöngeistiges, welches im Hause ein literarisches Tribunal errichten und dessen Präsidentin werden will. Eine Frau von solcher Sinnesrichtung ist die Plage ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Dienerschaft, kurz, der ganzen Welt. Von dem sublimen Standpunkt ihres Genius aus verschmäht sie alle Pflichten einer Frau und fängt an, ein Mann zu werden nach der Art des Fräuleins von Lenclos. Draußen wird sie nur lächerlich sein und deshalb verspottet werden, weil niemand ungestraft seine Sphäre überschreitet. Alle diese mit ihren Talenten prunkenden Damen imponieren stets nur den Narren. Weiß man doch immer, welcher Künstler oder Freund ihnen die Feder oder den Pinsel führt. Man kennt die diskreten Literaten, die heimlich ihnen ihre Orakel diktieren. Aller dieser Charlatanerie schämt sich eine brave Frau. Ihre Würde besteht darin, im Verborgenen zu schalten, ihre Ehre in der Achtung ihres Gatten, ihre Vergnügen reduzieren sich auf das Glück ihrer Familie. Leser, antworte mir ehrlich, vor welchem Weibe du Respekt hegst: vor dem, welches du beschäftigt mit den Arbeiten seines Geschlechtes, mit der Haushaltung, neben den Kleidungsstücken der Kinder antriffst, oder dem, welches, umgeben von einem Haufen Broschüren und viel farbigen Billetts, Verse drechselt?" ...

Dieser grimmige Ausfall — heute noch das Leitmotiv für die Philisterplaidoyers in dieser Angelegenheit — bewog Henriette, Rousseau bescheiden darzutun, wie wenig sie und manche ihrer Schwestern von dieser Weisheit haben. Sie war allein im harten Leben, ohne Familie, sie besaß keinen traulichen Herd und keinen Reichtum. Sollte da ihre exzeptionelle Lage ihn nicht bewegen, Ausnahmen zu gestatten? Sie hatte zu der Wissenschaft wie zu einem Leitstern aufgeschaut, Schutz und Stärke von ihr erhofft. Wie sollte, bot sich hier nicht Rettung, ihr Los sich gestalten?

Das sind, versichert Buffenoir, in den Briefen Henriettes fesselnde, oft rührende Partien; es spricht aus ihnen ein ungewöhnlicher Verstand, eine Elitenatur, wie auch der Stil schriftstellerische Begabung verrät. Ihre Sache ist nun einmal die Anfertigung weiblicher Arbeiten nicht. „Habe ich denn, klagt sie, gleich den Gattinnen und Müttern auch ein meinem Herzen teueres Wesen, für das ich solche machen könnte? Wie soll ich, bin ich daran, mich auf den Moment der Vollendung freuen, mich im voraus an dem Vergnügen laben, das ich alsdann genießen werde? Mir fehlt ein geliebtes Wesen, dem ich die Werke meiner Hände überreichen könnte, das darin ein neues Pfand meiner Liebe erkännte und dessen Blicke mich belohnen, von echtem Glücke mir erzählen würden."

Die Einwände blieben bei Rousseau nicht ohne Eindruck; man spürt ihm an, schreibt Buffenoir, daß er die betrübte Seele gern beschwichtigen würde.

Aber die neuenburgische Rechtgläubigkeit verscheuchte ihn aus dem friedlichen Asyl. Er vergaß seine Freundin und als diese 1770, da er in Paris auftauchte, die Korrespondenz wiederum aufzunehmen sich bemühte, zeigte er kein Entgegenkommen, er war zu verbittert geworden. Und ohne in ihrer Verehrung für ihn wankend zu werden, ergab sie sich doch heiterer Resignation — eine Tugend, der, so schön sie an sich sein mag, unsere modernen Henrietten minder huldigen: sie lernten kämpfen. r.

Literarische Rundschau.

Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiet der sozialen Hygiene und Demographie. Herausgegeben von Dr. med. A. Grotjahn und Dr phil. F. Kriegel. Band I. Bericht über die Jahre 1900 und 1901. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 370 Seiten. 7,50 Mark.

Ein Bedürfnis für dieses neue Unternehmen ist tatsächlich vorhanden. Die Literatur über hygienische Fragen ist in ständig steigendem Wachsen und ebenso die Zahl derer, die sich mit ihr beschäftigen müssen, ohne eingehende Fachstudien machen zu können. Die Sozialgesetzgebung basiert ja auch auf hygienischen Forderungen, und im Parlament wie in den Verwaltungen gehören diese zu den unbekanntesten Größen. Selbstverständlich ist jedoch für die Kritik der sozialen Verhältnisse am maßgebendsten der Klassenstandpunkt, und die bündigsten Beweise der Gesundheitsschädlichkeit des Zwölfstundentags werden das Unternehmertum wie dessen Regierung nicht veranlassen, die Arbeitszeit zu kürzen, wenn nicht die Geschädigten durch politische und wirtschaftliche Organisation sich ihren Gesundheitsschutz erkämpfen. Dabei sind aber die wissenschaftlichen Forschungen auf sozialpolitischem Gebiet vortreffliche, ja unentbehrliche Waffen, während andererseits die Hygieniker dadurch, daß sie die sozialen Verhältnisse kennen lernen, zu neuen Studien angeregt werden. Die Grotjahn-Kriegelschen Jahresberichte wollen beiden Bestrebungen gerecht werden und das ist eine sehr lobenswerte Aufgabe. Sie ist den Herausgebern auch im großen ganzen gelungen, obwohl bei manchen Kapiteln allerdings auf ihre Bitte, den ersten Band „als ein sozusagen embryologisches Gebilde anzusehen", Rücksicht genommen werden muß.

Die für den nächsten Jahrgang in Aussicht gestellte Berücksichtigung der Kongresse und parlamentarischen Aktionen, soweit sie sozialhygienische Fragen betreffen, ist eine dringend notwendige Ergänzung des Buches. Ob es sich übrigens nicht empfehlen würde, um rascher den kritischen Aufgaben gerecht zu werden, zwei Halbjahresbände an Stelle des einen Jahresbandes erscheinen zu lassen, stellen wir zur Erwägung. Bei der Bibliographie fehlt die Angabe des Preises der Bücher — eine Lücke, die unbedingt ausgefüllt werden muß. Die Kritiken sind manchen recht mäßigen Publikationen gegenüber zu liebenswürdig und ausführlich, bei anderen zu schweigsam; der nächste Jahrgang wird diese Mängel gewiß beseitigen. W.

Dr. Julius Bunzel, **Studien zur Sozial- und Wirtschaftspolitik Ungarns.** Leipzig 1902, Duncker & Humblot. VI und 231 S. 8°.

Die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns sind im Ausland so wenig bekannt, daß uns jeder Beitrag zur besseren Kenntnis dieses Landes willkommen sein muß. Der Verfasser hat im vorliegenden Bande mehrere Abhandlungen, die bereits im „Archiv für soziale Gesetzgebung", in der „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung" rc. erschienen sind, gesammelt. Drei davon behandeln die Lage der Arbeiter und die sozialpolitischen Maßnahmen in Ungarn, eine handelt über das Armenwesen in Ungarn; außerdem findet sich je ein Aufsatz: „Zur Neu-

regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn“ und „Zur Kritik der ungarischen Industriepolitik“.

Als ein besonderes Verdienst müssen wir es dem Verfasser anrechnen, daß er sich nicht zu einer schönfärberischen Darstellung der ungarischen Verhältnisse hergab, wie sie die meisten Ausländer leider bringen, die sich mit der Schilderung ungarischer Zustände befassen. Sie schöpfen eben nur aus offiziösen und offiziellen Darstellungen und halten die ihnen vorgespiegelten Potemkinschen Dörfer für Wirklichkeit.

Durch Aufklärungen seitens aufrichtiger Kenner der ungarischen Verhältnisse unterstützt, gelang es dem Verfasser, ein annähernd richtiges Bild von der Lage der ungarischen landwirtschaftlichen und Industriearbeiter zu entwerfen.

Der Durchschnittstaglohn des männlichen Feldarbeiters betrug — laut den auf Grund der Angaben der Grundbesitzer (!) berechneten offiziellen Daten — im Jahre 1897 im Frühjahr 47, im Sommer 98, im Herbst 64, im Winter 46 Kreuzer (für Frauen stellen sich die bezüglichen Daten auf 41, 60, 44, 34 Kreuzer); bis zum Jahre 1900 sank der bescheidene Verdienst auf 55½, 87, 63½, 45½ (bezw. 40½ 58, 44½, 33½) Kreuzer. Da jedoch die Taglöhner nur einen Teil des Jahres in Arbeit stehen, beträgt der Jahresverdienst — nach J. Rubinek, Sekretär des ungarischen Bundes der Landwirte — nicht über 180 Gulden (300 Mark). In der Fabriksindustrie haben — ebenfalls nach amtlichen Publikationen — zwei Dritte der männlichen Arbeiter einen Wochenlohn von unter 10 Gulden (16½ Mark), während 95 Prozent der Arbeiterinnen weniger als 7 Gulden (11½ Mark) wöchentlich erhalten. Diesen Lohnverhältnissen entsprechend zeigen die mitgeteilten Daten über Arbeitszeit, über Lebens- und kulturelle Verhältnisse der ungarischen Arbeiterschaft ein Bild großen sozialen Elends.

Die sozialpolitischen Maßnahmen der ungarischen Regierung, die in dem absoluten Koalitions- und Streikverbot für die landwirtschaftlichen Arbeiter, in der Züchtung von Streikbrechern und Musterknaben durch „Hilfskassen“, Prämien 2c. gipfeln, erfahren die gebührende Abfertigung. Dagegen ist das Kapitel über die sozialistische Bewegung sehr schwach und enthält zahlreiche Unrichtigkeiten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Bunzel neues Material zur Kenntnis der ungarischen Arbeiterverhältnisse nicht beibringen konnte. Er hat aber das ihm zugängliche statistische Material gewissenhaft ausgearbeitet und übersichtlich gruppiert. Solange die bezügliche sozialistische Darstellung und Kritik aussteht, sei seine Arbeit allen, die sich für Ungarn interessieren, empfohlen. e. sz.

Florentinischer Abendtraum. Erzählungen und Novellen von Per Hallström. Deutsch von Francis Maro. Leipzig, Hermann Seemanns Nachfolger.

Vor einigen Jahren machte ein Novellenband, „Verirrte Vögel“, Hallströms Namen in Deutschland vorteilhaft bekannt. „Verirrte Vögel“ — das sind ihm die Gescheiterten und Schiffbrüchigen, die Menschen, die eine Schicksalswelle an ein fremdes, feindliches Ufer verschlagen, die Weltfremden, die sich nicht zurechtzufinden vermögen in dieser Welt des rücksichtslosen Kampfes. Mit großer Liebe waren die einzelnen Typen erfaßt und ein Hauch tiefen Mitleids und wehmütiger Resignation lag über diesen ruhigen, leidenschaftslosen Schilderungen einfacher Menschenschicksale. Dies ist auch die Grundstimmung des vorliegenden neuen Novellenbandes, aber hinzugekommen ist ein leises, verständnisvolles Lächeln über die Schwächen und Eitelkeiten der Menschen, ein feiner, liebenswürdiger Humor, der die Bitterkeit des Grundtons wohltuend mildert. Die phantastische Erzählung, welche dem Bande den Titel gab, scheint uns nicht die beste des Buches zu sein, trotz ihres reichen Stimmungsgehaltes. Aber die Erzählung „Don Juans Rubine“ ist ein Kabinettstück; sie allein schon macht das Buch lesenswert. r.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.